

*the
region
of*

† Y-MAG - N° 05 - SCHWYZ †



Y
N° 05

Y-MAG

Schweyz

Nº 05



*Die letzten Eisflächen
– gesehen von der
Silberalpe.
FOTO: Stefan Zürer*

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

Vor einigen Tagen erreichte uns folgende Nachricht: „Wir freuen uns sehr, Ihnen mitzuteilen, dass das Y-Mag einen Award in Silber beim 'Best of Corporate Publishing 2013' errungen hat und für die Auszeichnung in Gold nominiert ist.“ So etwas hört man gern. Besonders dann, wenn es sich dabei um den grössten Wettbewerb dieser Art im deutschsprachigen Raum handelt. Ob das Y-Mag oder einer der anderen sechs Nominierten den Preis in Gold bekommen wird, soll Mitte Juni in Hamburg entschieden werden. Wir freuen uns in jedem Fall darüber, dass wir mit unserem kleinen Magazin zu den Top Seven im gesamten deutschsprachigen Raum gerechnet werden. Von einer unabhängigen Jury. Das erfüllt uns mit Freude und ist uns Ansporn.

Womit wir bei dieser Ausgabe sind: Sie zeigt einen kontrastreichen Kanton, der in diesem Sommer vom Theater bestimmt wird. Vom „Welttheater“. Deshalb haben wir mit Tim Krohn, dem Autor des diesjährigen Stückes, darüber gesprochen, was ihm an seiner Interpretation wichtig ist. Und warum.

Eine Ergänzung dazu sind die sehr persönlichen Berichte zweier Mitarbeiter des Hauses Ingenbohl der „BSZ Stiftung“ über die beglückenden Seiten ihrer Arbeit.

Passend zum Einsiedler Grossereignis findet im Abteihof des Klosters eine Ausstellung statt. Titel: „GeschichtenGesichter“. Zu sehen sind Lichtbilder von Besuchern des Klosters aus sieben Jahren – und lichte Bilder ihrer Geschichten.

Ein Kontrast zum Sommer bildet der Auftakt zur neuen Reihe „Dichter im Kanton Schwyz“. Wir beginnen mit einer Erzählung von August Strindberg, die sich in Gersau ereignet hat. Geschildert wird, wie Strindberg im düsteren November durch die Wolken „Auf zur Sonne“ gewandert ist. Das soll uns daran erinnern, jeden Sonntag im Schwyzer Sommer zu geniessen. Nach diesem langen Winter!

Den richtigen Klang dazu liefert Giovanni Bria mit seinem 1996 ins Leben gerufenen „Musiksommer am Zürichsee“. Was wir dabei an den Schwyzer Ufern zu hören bekommen, erklärt uns der Maestro selbst.



Andreas Lukoschik

Manchmal ist es ein Segen, wenn der Sohn vom Vater den Hof nicht übernehmen will. Zwei wunderbare Vertreter dieser Eigen-Willigkeit stellen wir Ihnen vor: Edy Schorno, der die herrlichsten Oldtimer in seiner Werkstatt oberhalb des Küssnachter Golfplatz restauriert.

Und Franz Wiget, der sich der feinen Küche verschrieben hat und in den obersten Regionen der europäischen Spitzenküche angelangt ist. Zwei Michelinsterne und der „Koch des Jahres“ sprechen Bände. Dass er trotzdem Schwyzer geblieben ist, wird jeder erkennen, der sein Porträt liest.

In Wollerau hat der „Welttorhüter“ Andy Köpke seine Agentur SSC. Wir haben ihn getroffen und mit ihm – selbstverständlich – über Fussball gesprochen. Allerdings auch darüber, wie er mit seiner Agentur Wirtschaftsunternehmen lehrt, was Sport und Wirtschaft verbinden kann.

Eine der grössten Baustellen der Schweiz war in der jüngsten Vergangenheit das Linthwerk. Wie das Jahrhundertprojekt realisiert werden konnte, erklärt der Linth-Ingenieur Markus Jud. „Stuttgart 21“ könnte sich davon eine Scheibe abschneiden!

Wir haben in unserem Magazin schon immer gerne über starke Frauen berichtet. Eine davon – eine besonders vielseitige – ist die Direktorin des Natur- und Tierparks Goldau. Beileibe nicht nur deshalb, weil sie eine Leidenschaft für Frösche und Esel hat.

Exotischer geht es beim neuen Integrationsbeauftragten des Kantons zu. Der hat nämlich in den vergangenen drei Jahren für das Rote Kreuz in Afghanistan gearbeitet und überrascht mit interessanten Erklärungen über ein unbekanntes Land.

Natürlich gibt's auch wieder was „Kantonesisches“. Dieses Mal geht's um den „Herevogel“.

Und, weil es am Ende immer bergauf geht, erfahren wir von Jürg Lacher, dem Wegchef des Grossen Mythen, worauf man beim Wandern auf „seinen“ Berg achten sollte.

Für diesen Cocktail aus einem herrlichen Fleckchen Erde wünschen wir Ihnen jetzt: „Angenehme Lektüre“. 🍷

INHALT

EINSIEDELN

10 „Das Einsiedler „Welttheater“ *oder* Ein Gespräch mit dem „Welttheater“-Autor Tim

18 „Lichtbilder und lichte Bilder“ *oder* Die Welt war schon immer zu Gast in Einsiedeln

HÖFE

24 „Sommer con Bria“ *oder* Musik am Schwyzer Ufer des Zürichsees

28 „Der Welttorhüter“ *oder* Was Andy Köpke mit Wollerau zu tun hat

SCHWYZ

34 „Es ist sehr schwer, einfach zu sein!“ *oder* Eine Begegnung mit Zwei-Sterne-Koch Franz Wiget

40 „Der Weg ist sein Ziel“ *oder* Der Wegchef des Grossen Mythen Jürg Lacher

44 „Kantonesisches“ diesmal: „Herevogel“

46 „Man sitzt schnell zwischen den Stühlen!“ *oder* Markus Cott über seine Arbeit in Afghanistan

54 „Die Entdeckung der Langsamkeit“ *oder* Zwei Mitarbeiter aus dem Haus Ingenbohl der BSZ berichten

58 „Die Herrin der 1000 Tiere“ *oder* Die Direktorin des Tierparks Goldau berichtet

MARCH

66 „Ein Ingenieur als Meinungsmanager“ *oder* Worauf es bei der Vollendung des Linthwerks ankam

KÜSSNACHT

74 „Buon Schorno“ *oder* Ein Besuch in Edy Schornos Herrenspielwarenabteilung

GERSAU

82 „August Strindberg in Gersau“ *oder* Seine Gersauer Erzählung „Auf zur Sonne“

☐ **WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE, BEKOMMT ES HIER:**
 Amt für Wirtschaft
 Bahnhofstr. 15
 CH 6431 Schwyz
 Bestellungen des Magazins bitte ebenfalls an diese Adresse richten.



IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker, München

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison, München

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Giovanni Bria, Andreas Köpke, Sophia Görlach, Franz Wiget, Jürg Lacher, Nathalie Henseler, Markus Cott, Katrin Baumann, Richard Herger, Helen Winkler, Anna Baumann, Susann Bosshard-Kälin, Beatrice Künzi, Markus Jud, Andreas Meyerhans, Edy Schorno, August Strindberg, Prof. Dr. Klaus Müller-Wille, Franz-Xaver Risi

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seibler

FOTOS: Stefan Zürrer, Marco Volken, Beatrice Künzi (GeschichtenGesichter), Tierpark Goldau, Sue Jaishi (Bria), August Strindberg, J.& E. Huber (Linthwerk)

ILLUSTRATIONEN: Laura Serra

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen



*Erfrischend stürzt der Bettbachfall hinab – an einem heißen Sommertag.
FOTO: Stefan Zürrer*

Einsiedeln





Welttheater Autor
Tim Krohn.

DAS WELTTHEATER 2013

EIN GESPRÄCH MIT DEM AUTOR DES
DIESJÄHRIGEN „WELTTHEATER“ TIM
KROHN ÜBER GOTT UND DIE WELT

von Andreas Lukoschik

Er ist Träger des Conrad-Ferdinand-Meyer-Preises – wie Max Frisch –, ist von der Schweizerischen Schillerstiftung ausgezeichnet worden, war drei Jahre Präsident des Schweizerischen Schriftstellerverbandes und erhielt 2010 den Auftrag, eine neue Version des „Welttheaters“ nach Pedro Calderón de la Barca zu schreiben. Das Stück ist fertig. Es wird am 21. Juni seine Premiere auf der Freilichtbühne vor dem Kloster Einsiedeln erleben. Die letzte Version des Stücks ist im Jahr 2007 aufgeführt worden, deshalb haben wir mit dem Autor über seine Interpretation gesprochen. Und über einiges mehr.

? Herr Krohn, beim Welttheater handelt es sich um ein christliches Stück, bei dem Sie überraschenderweise den „Meister“ – also die Rolle Gottes – herausgenommen haben. Weshalb?

! Calderon hätte wohl in seinem Stück auch auf Gott – als Rolle – verzichten können, für die Aussagen der Menschen-Rollen hätte das nicht allzu viel geändert, da sie Gott in ihrem Streben nach dem persönlich Besten sowieso immer wieder sehr schnell vergessen.

Das ist ja der Witz des Calderonschen Stücks: Er schafft die Menschen, damit sie seine Schöpfung loben und scheitern an diesem Anspruch tüchtig. Dass ich Gott weglasse, heisst aber nicht, dass die Menschen in unserem Stück gottlos sind. Sie suchen durchaus das Höhere und leiden darunter, dass sie das Gefühl haben, bedeutender sein zu müssen. Sie glauben, ein gutes Leben zu haben, heisse, eine bedeutende Position in der Gesellschaft zu erlangen, Ruhm, Ehre, Reichtum.

Und waren bei Calderon die Möglichkeiten eines Einzelnen, unser Schicksal zu beeinflussen und vielleicht „Bedeutung zu erlangen“, noch recht beschränkt, haben wir heute zahlreiche Möglichkeiten, unserem Leben eine neue Richtung zu geben. Das ist ja unsere Qual: Wir sind andauernd gezwungen, Entscheidungen zu treffen, zu wählen, doch das hat der Mensch noch nicht gelernt. Wir verzweifeln eher an der Vielzahl von Optionen als daran, uns ins Schicksal fügen zu müssen.

Ein wichtiger Aspekt, um das zu veranschaulichen, ist die Gen-Thematik. Es ist ja ganz neu, dass der Mensch gezielt die Schöpfung Gottes 'korrigieren' kann. Und damit eigentlich eine Aufgabe übernimmt, die bisher der Natur vorbehalten war. Das klingt auf den ersten Blick schön und gut, doch sehr schnell kommen wir in Teufels Küche, weil wir entscheiden müssen, was denn überhaupt wünschenswert ist und was nicht.

Das Erbgut kann man als Buch mit vielleicht 20'000 Seiten und soundsovielen Milliarden Zeichen interpretieren, in dem es zwangsläufig auch Druckfehler geben kann. In unserem Stück nun

wird unter anderem die Frage durchexerziert, welche Abweichung vom Plan denn ein Fehler ist und welche eine Chance – oder ist jede Abweichung ein Fehler, jede eine Chance? Es gibt nun allerdings keine Perspektive (ausser der göttlichen), aus der heraus ich sagen könnte: 'Jetzt erkenne ich, was ein Fehler ist, und was nicht!'

? Das bedeutet konkret?

! Wenn wir ein Kind in die Welt setzen, wollen wir zum Beispiel, dass das Kind nicht Trisomie 21 hat. Konsequenterweise bedeutet das zu sagen: „Ich stehe dafür ein, dass es vorgeburtliche Tests gibt, die dafür sorgen, dass Menschen mit gewissen Behinderungen nicht mehr auf die Welt kommen.“

Wenn wir nun aber mit einem Menschen am Tisch sitzen, der diese Genmutation hat, und feststellen, dass er auch ein ganz wunderbarer Mensch ist, geraten wir ins Schleudern. Diesen Menschen gäbe es nicht mehr, wenn wir unseren Wunsch nach einer makellosen Schöpfung durchsetzen könnten. So ist es in vielen Bereichen, immer wieder stossen wir an die Frage: 'Wie gehen wir mit Themen, mit Entscheidungsmöglichkeiten um, die eigentlich zu gross sind für uns kleine Menschen?'

Ich habe eine Zeit lang literarisches Schreiben für Studenten zwischen 20 und 30 unterrichtet, von denen viele so behütet aufgewachsen waren, dass sie grosse und diffuse Ängste vor dem Leben hatten. Sie wussten nicht, wie sie damit fertig werden sollten, wenn einmal etwas schief gehen würde oder sie keinen Erfolg hätten oder von einer Aufgabe überfordert wären. In ihrem Leben war bisher alles mundgerecht portioniert worden, so dass sie nie überfordert wurden.

Und genau das forderten sie auch von mir. Ich sollte das Studium so einrichten, dass sie immer genau wussten, was sie zu tun hatten und das sie gut erfüllen konnten. Sie wollten immer in der 'comfort zone' bleiben. Ich war nicht in der Lage, ihnen das zu bieten, was bei ihnen sehr starke Ängste auslöste, bis hin zu Erkrankungen.

Wir leben in einer Gesellschaft, in der immer unverblümter gefordert wird, dass das gesamte Leben so eingerichtet ist, dass man möglichst nie an seine Grenzen stösst, als Kind nicht, aber auch nicht als Erwachsener. Nur wer von klein auf

gewohnt ist, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, und die Erfahrung machen konnte, wie er Niederlagen, Scheitern, Katastrophen überwindet, lernt, auch in Krisensituationen gelassen zu sein, und besiegt seine Angst vor dem Überwältigenden – wie es beispielsweise der Fall ist, wenn man ein Kind mit einer genetischen Abweichung zur Welt bringt, auch die Schönheit einer solchen „Überwältigung“ zu sehen, nicht nur die Überforderung.

? Der Begriff 'Ent-Wicklung' soll also nicht als Zeitspanne des Älterwerdens verstanden werden, sondern als ein Sich-Auswickeln aus dem Kokon des Komforts, um auf eigenen, starken Beinen zu stehen?

! Ja. Denn was gewinnen wir wirklich, wenn wir die Welt immer 'netter' machen? Das ist eine Thematik, die auch schon Calderon beschäftigt hat. Seine Figuren beschwerten sich: 'Kannst du es mir nicht ein bisschen besser einrichten?' Und kriegten dann zur Antwort: 'Wozu? Du spielst doch deine Rolle nicht besser, bloss weil du es dir bequemer einrichtest.' Daran hat sich bis heute nichts geändert.

? Spielen die Menschen auch in Ihrem Stück eine 'Rolle'? Dieses Wort schwappt ja immer leicht ins Oberflächlich-Vordergründige.

! Natürlich gibt es diese Rollen. Wir Menschen funktionieren nicht ohne Rollen. In einer Kultur zu leben, heisst immer auch, Erwartungen zu erfüllen, Aufgaben zu übernehmen, Werte zu vertreten, Rollen zu interpretieren. Auch in unserem Stück gibt es den Politiker, der es immer so zu deichseln versucht, dass alles schön vernetzt ist und er auch noch gut dasteht und die Welt dabei überschaubar bleibt. Der Reiche, der glaubt, er könne sich mit Geld alles kaufen, und darüber hinaus glaubt, durch seine wirtschaftliche Macht habe er auch moralisch einen besonderen Status in der Welt.

Das ist unsere Realität: Wenn es darum geht, ob ein Armer sterben muss oder ein Reicher, ist es natürlich der Arme, denn vom Krösus hängt ja so vieles ab – Arbeitsplätze, Unternehmen, Kapitalströme und dergleichen mehr.

? Sie haben den Calderon frischer gemacht. Wie kommt man als Schriftsteller überhaupt zu diesem sehr reizvollen Auftrag, das 'Welttheater' neu zu schreiben?

! Die Welttheatergesellschaft hatte Theaterschaffende gesucht, die schon früher mit Einsiedeln zu tun hatten, und sie gebeten, sich um die Leitung des „Welttheaters“ zu bewerben. Darunter war auch der Regisseur Beat Fäh.

Beat Fäh wollte zu diesem Zeitpunkt eigentlich den Einsiedlern absagen, da er die Schule im Kloster Einsiedeln besucht und dort eine harte Zeit gehabt hatte. Er las dann aber einen Artikel von mir, den ich zum Thema ‘Deutsche und Schweizer’ geschrieben hatte. Der war ausgelöst durch Peer Steinbrücks Aussage, mit der ‘Kavallerie in die Schweiz einreiten’ zu wollen.

Meine Haltung interessierte ihn und so trafen wir uns. Wir hatten zehn Jahre zuvor bereits einmal zusammengearbeitet und sahen, dass wir seither ähnliche Schritte in unserer Entwicklung getan haben, eine ähnliche Sprache sprechen und dass wir Calderon ähnlich lesen. Ihn hat beispielsweise wie auch mich beschäftigt, dass bei Calderon die Menschen nur als Prototypen auftreten und keinen Raum haben, sich zu entwickeln.

So haben wir dem Vorstand der Welttheatergesellschaft unsere Gedanken skizziert, dabei haben wir auch unsere Schwierigkeiten mit Calderon offen ausgesprochen. Der Vorstand hat bedingungslos ‘Ja’ zu uns gesagt und uns vollkommen freie Hand gegeben. Wir entwickelten das Stück ohne jegliche Rücksprache mit dem Vorstand.

? Und das Kloster?

! Im Vorstand der Welttheatergesellschaft sitzt als eines von zwölf Mitgliedern auch Pater Urban. Er ist inzwischen auch Stellvertreter des Abts. Beat Fäh und ich haben Pater Urban einmal privat besucht, weil uns verschiedene Fragen in Zusammenhang mit unserer Auseinandersetzung mit Calderon beschäftigten. Wie das ist, wenn man sich berufen fühlt, spricht dann Gott zu einem? Oder wie spürt man das? Solche Dinge haben wir ihn gefragt.

Dabei habe ich Pater Urban als einen sehr radikalen und tabulösen Denker kennengelernt, der uns zwar offen und herzlich Auskunft gegeben hat, aber uns in keiner Hinsicht in unsere Arbeit hineinreden wollte. Und so haben wir auch von klösterlicher Seite keinerlei Einfluss erlebt. Ich betone das, weil es immer wieder Stimmen gibt,

„Nur wer von klein auf gewohnt ist, mit Schwierigkeiten zu kämpfen, und die Erfahrung machen konnte, wie er Niederlagen, Scheitern, Katastrophen überwindet, lernt, auch in Krisensituationen gelassen zu sein“

die behaupten, nur mit dem Segen des Klosters sei eine solche Aufführung möglich.

? Sind solche Arbeitsbedingungen normal bei einem solchen Auftrag?

! Keineswegs. In den Gesprächen mit der Welttheatergesellschaft war aber deutlich zu spüren, wieviel Erfahrung in dieser Hinsicht vorlag. Auch als der Text fertig war und ich ihn dem Vorstand vorlegte, haben wir viel und sehr offen diskutiert, es wurde jedoch keinerlei Änderung oder Mässigung gefordert.

? Der emeritierte Papst Benedikt hatte sich in seinen Reden immer wieder gegen den ‘Relativismus’ gewendet. Deshalb die Frage an den Autor des diesjährigen Welttheaters: Gibt es die nicht mehr weiter zu hinterfragenden Werte auch aus Ihrer Sicht?

! Ich gehe davon aus, dass sich die Menschheit immer wieder auf bestimmte Werte einigen muss. Es gibt keinen Anspruch darauf zu sagen, es ist so





und so und damit Punkt und Schluss. Das führt nirgendwohin. Denn einer der Ansprüche an eine Wertegemeinschaft muss sein, dass man immer gesprächsbereit ist.

Dazu ein gutes Beispiel aus einer Gruppentherapie: Die Therapeutin hatte Tennisbälle in den Kreis geworfen, um den herum die Mitglieder dieser Gruppentherapie sassen. Sie sollten, nachdem die Bälle ausgerollt waren, sich die jeweilige Position der Bälle merken. Anschließend musste jeder erklären, nach welchem Muster er sich die Positionen gemerkt hatte. Das hörte sich meist für die anderen unnötig kompliziert an.

Doch dann wechselte jeder Gruppenteilnehmer auf einen anderen Stuhl und musste feststellen, dass sich mit seinem Blickwinkel auch die Interpretation des Musters auf dem Fussboden völlig änderte. Schon eine Stuhlposition weiter sah die Welt ganz anders aus!

Die Dinge scheinen uns oftmals so glasklar, weil wir einen festen Blickwinkel haben. Sobald sich aber der Blickwinkel auch nur geringfügig verschiebt, muss man vieles tatsächlich noch einmal neu denken.

Deshalb meine ich, dass es keine Werte gibt, die nicht debattiert zu werden brauchen. Das heisst allerdings überhaupt nicht, dass man deswegen Kompromisse machen muss. Ich glaube auch nicht, dass über alles Einigkeit erzielt werden muss. Es reicht oft völlig, wenn man sagen kann, hier bleiben wir uneinig – aber das akzeptieren wir beide.

Es kann schon viel bedeuten, wenn man annehmen kann, dass zwei Positionen unterschiedlich sind – aber als gleichwertig anerkannt werden. Oder mit anderen Worten: Ich nehme mir das Recht, aus meiner Position heraus, so und so zu handeln, akzeptiere aber gleichzeitig, dass du das Recht hast, von deiner Position heraus so und so zu handeln.

? Umgangssprachlich 'Toleranz' genannt?

! Ja, genau. Aber das kennen wir in unserer Gesellschaft wenig: Dieses Aushaltenkönnen einer Dissonanz.

? Ich denke, da gibt es einen Unterschied zwischen Deutschland und der Schweiz. Im Land der Dichter und Denker wird – aus durchaus wohlmeinenden Motiven – vieles bis ins kleinste Detail durchdacht, bis der Denker meint: 'Jetzt weiss ich, wie es geht, und erkläre dir das mal – und du musst das auch so finden, weil ich mir doch so viel Mühe damit gemacht habe, dahinterzusteigen.' Ich habe den Eindruck, dass die Schweizer in dieser Hinsicht etwas entspannter miteinander umgehen.

! Ich denke auch, dass man sich im politischen Koordinatensystem Deutschlands polemisch gut darstellen will, um möglichst festen Stand zu haben. Doch der vermeintlich feste Stand wird auch dadurch erschlichen, dass man möglichst den politischen Gegner schwächt.

Das ist eine Haltung, die – politisch gesehen – in der Schweiz kontraproduktiv wäre. Sobald das eine Partei tut – die SVP leistet sich solche Holzhammerpolitik immer wieder – fragen alle anderen Parteien: 'Moment, was macht ihr da, das ist doch unser aller gemeinsames Haus!'

Viele politische Entscheide in der Schweiz kommen nur dadurch zustande, dass man sich zwar nicht inhaltlich einigt, sich aber dennoch formal darauf einigt, etwas zu vollziehen – im Bewusstsein, dass jemand über seinen Schatten gesprungen ist und man beim nächsten Mal selbst über seinen Schatten springt, damit die Stabilität des Ganzen gewahrt bleibt. Das geschieht um den Preis einer schnellen, radikalen Politik, doch die Stabilität ist um so grösser.

? Der amerikanische Harvard-Professor und weltweit angesehene Ameisenforscher Edward

„Was macht das Leben lebenswert? Diese Frage hat bei Calderon noch Gott beantwortet. Der heutige Mensch muss sie sich selbst beantworten. Jeder für sich.“

O. Wilson hat einmal über uns Menschen gesagt: 'Wir haben steinzeitliche Gefühle, mittelalterliche Institutionen und eine gottgleiche Technik!'

! (Lacht) Ja, das ist unser Dilemma!

? Welche Aussagen sind Ihnen wichtig, die durch Ihr Stück transportiert werden sollen?

! Mir ist wichtig, dass gewisse konstruktive Verunsicherungen durch das Theaterspiel aufgelöst werden. Zum Beispiel über die Frage: 'Wie stellen wir uns ein ideales Leben oder ein ideales Wesen vor?' Wenn wir die Freiheit hätten, an uns gewisse genetische Veränderungen vornehmen zu lassen, welche wären das? Worauf möchten wir verzichten?

? Würde denn das wirklich was helfen?

! Sagen Sie es mir.

? In jedem Fehler steckt doch die Botschaft, dass man mit diesem Defizit klarkommen muss. Dann ist es kein Fehler mehr, sondern ein Auftrag, etwas daraus zu machen.

! Wenn man zu dieser Antwort kommt, finde ich das ganz wunderbar.

? Das ist doch ganz logisch, denn unser Leben ist doch zu lernen und uns zu entwickeln.

! Ja, doch die Wissenschaft bewegt sich in eine andere Richtung. Und die Politik auch. Generell geht man davon aus, dass bestimmte Dinge eliminiert werden ...

? ... bei den anderen?

! Nicht nur. Bei Krankheiten darf es auch gerne bei einem selber sein.

? Das ist wohlfeil. Mit dem Thema 'Krankheiten' ist jeder leicht zu knacken. Denn niemand will krank sein. Damit sind neue Technologien immer am leichtesten durchzusetzen.

! Und nicht nur das: Was wird als Krankheit definiert? Krankheit ist alles das, was viele nicht mehr haben wollen. Und das prägt unsere Gesellschaft sehr.

Deswegen wäre es ein Wunsch von mir, dass wir etwas entspannter mit unseren Ängsten vor dem Anderssein umgehen könnten. Und dass wir lernen, selbst mit Krankheiten ein erfüllendes Leben zu führen. Denn die Frage ist doch: 'Was macht das Leben lebenswert?' Diese Frage hat bei Calderon noch Gott beantwortet. Der heutige Mensch muss sie sich selbst beantworten. Jeder für sich.

Ich hoffe, dass das Stück dazu führt, dass die Menschen sich etwas Freude am Ver-Rückten gönnen, also dem aus dem Zentrum heraus Gerückten, dem nicht Normalen, Unbequemen. Beat Fäh wird in seiner Inszenierung zweifellos viel dafür tun, dass die sonderbaren Seiten des Menschen zum Tragen kommen und nicht das Gekämmte, Gesäuberte.

? Ich habe unlängst einen sehr entlarvenden Satz auf einem Werbeplakat von Coca Cola gesehen, da stand über zwei gut aussehenden Mädchen, die in der Disco abfeiern, der Satz: 'Alles jetzt. Nichts später!' Das war die Forderung nach 'instant pleasure', also der sofortigen Erfüllung nach Zerstreung und Lust. Sehen Sie das als treffende Zustandbeschreibung unserer Gegenwart?

! (Lacht) Lassen Sie mich das Ganze aus dem Bereich des „Haben-Wollens“ herausnehmen und etwas entgegensetzen, das aus dem Bereich des 'Seins' kommt. Ich sah kürzlich ein Interview mit dem Dalai Lama, in dem er irgendwann gefragt wurde: 'Was war der glücklichste Moment ihres Lebens?' Der Dalai Lama sagte ohne zu zögern: 'Jetzt.' Das war keine Floskel. Das kam tief aus ihm heraus. Das hat mich sehr beeindruckt. 🙏

LICHTBILDER UND LICHTE BILDER ...

... VON MENSCHEN,
ZU GAST IN EINSIEDELN

von *Andreas Lukoschik*

Die Journalistin Susann Bosshard-Kälin und die Fotografin Beatrice Künzi haben Geschichten von Menschen aufgezeichnet, die in Einsiedeln zu Gast waren. Sie sind sozusagen das weibliche Pendant zum „Welttheater“-Duo Tim Krohn (Autor) und Beat Fäh (Regie).

Auch die beiden quicklebendigen Frauen bespielen die Umgebung des Klosters. Und zwar in etwa der Zeit, in der das „Welttheater“ über die Bühne geht. Sie haben vor Jahren mit dem Projekt begonnen und es unabhängig vom „Welttheater“-Spectaculum konzipiert und entwickelt. Sie wollen damit kein berauschendes Ereignis schaffen, sondern der ruhigen Betrachtungsweise einen Weg öffnen. Deshalb haben sie sich in den Abteihof des Klosters zurückgezogen.

*Landwirt Tobias Kälin
mit der „Miss Einsiedeln“
von 2009.
FOTOS: Beatrice Künzi*







*Die buddhistischen
Mönche Nima & Kinzang
Thinley aus Bhutan.*

Dort, auf der schönen schmiedeeisernen Umrandung des kleinen Rondells, in dem der für alle Einsiedler Kinder legendäre, von Wasser angetriebene „Scherenschleifer“ steht, hängt die Ausstellung mit 14 Porträts.

Jedes Sujet zeigt ein Porträt und erzählt eine Geschichte über die darauf abgebildeten Menschen. So kann man auf einer der Bänke im Abteihof sitzen, den Text lesen, das Porträt betrachten und seine Gedanken schweifen lassen.

Wie die beiden Frauen zu den fotografierten Menschen und ihren Geschichten gekommen sind, erzählen sie in dem Buch zur Ausstellung. Amüsant, liebevoll und poetisch.

Die beiden Einsiedlerinnen – oder sollte es besser heissen „die beiden Bewohnerinnen von Einsiedeln“? – wollen zeigen, dass die Welt nach Einsiedeln kommt. Nicht nur während des Sommers, in dem das „Welttheater“ stattfindet, sondern ganzjährig. Über Jahre hinweg.

Zu diesem Zweck erwarben sie einen kleinen Wohnwagen. In dem deponierten sie die gesamte Fotoausrüstung und machten ihn zum Interviewraum. Überdies besorgten sie sich beim Bezirk und vom Kloster die Erlaubnis, den knubbelig-sympathischen Wohnwagen auf dem Platz vor dem Kloster abstellen zu dürfen.

So hatten sie die Geräte für die Lichtbildnerie stets bereit und konnten aufkreuzen, wann immer sie wollten. Und Zeit fanden. Denn „Zeit“ ist ein Schlüsselwort ihres Projektes.

Die nahmen sie sich selbst, erbateten sie aber auch von jenen, die sie beschreiben und fotografieren wollten. Winters und sommers. Im Frühling und im Herbst. Einen Staatsgast, einen Bankdirektor, eine Pilgerin, den legendären Pater Kassian, Kinder, Wandersleute, die des Weges kamen und viele interessante Zeitgenossen mehr. 88 sind es geworden.

Nichts Lautes. Nichts Schnelles.



Die beiden Frauen fingen dabei poetische Momente ein, in denen sich in sensibel gesetzten Worten und liebevoll gestalteten Fotografien Fenster ins Leben anderer Menschen auftun.

„Aufnahmen“ wäre an Stelle von „Fotografien“ der richtigere Ausdruck. Denn bei diesem Projekt traf das, was sich aus den Menschen vor der Kamera in Gestik und Mimik ausdrückte, auf die Linse der Fotografin, die es in ihre Kamera aufnahm - und ablichtete.

Erfahrungen mit solch sensiblen Prozessen machte Beatrice Künzi schon früher, etwa bei Produktionen des DEZA (*Direktion für Entwicklung und*

Zusammenarbeit des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten) für eine Wanderausstellung in der ganzen Schweiz über „Das stille Exil der Iraker in Syrien und Jordanien“ sowie bei Projekten in Costa Rica, wo sie vier Jahre arbeitete und lebte.

Zusammengetan haben sich die beiden Frauen, als sie herausfanden, dass beide ein – im wahren Sinn des Wortes – zeit-loses Projekt in Angriff nehmen wollten. Dafür haben sie sich sieben Jahre Zeit gelassen. Zeit, in der sie ihren Wohnwagen immer dann öffneten, wenn jemand vorbeikam, der ihr Interesse weckte. Das konnte morgens um fünf Uhr sein, auch mittags, manchmal mitten in der Nacht.

Susann Bosshard-Kälin ist eine leidenschaftliche Journalistin. Wer sie erlebt, spürt auf der Stelle, dass sie nicht anders konnte, als diese Geschichten aufzunehmen und zu einem gemeinsamen Werk zu verdichten. Mit ebenso grossem Enthusiasmus entstanden zuvor ihr Buch „Westwärts“ über Amerika-Schweizerinnen und


das Projekt „Spruchreif“. Mit Letzterem gab sie gemeinsam mit anderen Autorinnen Frauen aus dem Kanton Schwyz eine Stimme.

Mit Hilfe von Sponsoren entstanden die Ausstellung sowie das 200-seitige Buch. Das hätten sie zwar auch in Billiglohnländern drucken lassen können. Aber sie wollten, dass es in Einsiedeln Gestalt annahm.

Wer den Band kaufen will, kann ihn auf ihrer Homepage www.geschichtengesichter.ch bestellen oder im Klosterladen sowie in der Buchhandlung Benziger erstehen.

Die Ausstellung ziert übrigens das Wappentier des Dorfs und des Klosters Einsiedeln – der Rabe. Er sitzt auf einem Foto vor dem verschneiten Klosterplatz, während sich die Klosterkirche im Hintergrund in Nebel hüllt. Einsiedler erkennen, woher der Rabe „geflogen“ kam. Für Fremde bleibt sein Herkunftsort ein Geheimnis. Denn Geheimnisse gehören zu guten Geschichten. Ebenso wie zu guten Gesichtern. 📖



 **GESCHICHTENGESICHTER –
DIE WELT TRIFFT SICH AUF DEM
EINSIEDLER KLOSTERPLATZ**

38 CHF
ISBN: 9783033035249

www.geschichtengesichter.ch

*Schüler der Stiftsschule
und Schauspieler Anatole
Taubmann
(007 Ein Quantum Trost,
Coco Chanel, Die Säulen
der Erde, Die Päpstin).*

An aerial photograph of a lush green valley. In the foreground, a wide, vibrant green field is bisected by a light-colored dirt path that curves towards the right. In the middle ground, a small cluster of buildings with red-tiled roofs sits on a gentle slope. Beyond this, a larger village with numerous houses and a church spire is visible, nestled in a valley. The background features rolling green hills and a forested mountain range under a bright blue sky with scattered white clouds. The word 'Chäfe' is written in a white, elegant cursive script across the center of the image, enclosed within a thin white oval outline.

Chäfe





*Der Dirigent, Organist
und „Musiksommer“-
Initiator Giovanni Bria.*

SOMMER CON BRIA

GIOVANNI BRIA ÜBER DEN
„MUSIKSOMMER AM ZÜRICHSEE“
UND DIE FRAGE, OB MAN IN
KIRCHEN APPLAUDIEREN DARF

von Andreas Lukoschik

Sein Sommer dauert lange. Fast fünf Monate. Von Juni bis Oktober. Sein Sommer? Ja. Giovanni Brias „Musiksommer am Zürichsee“. Den hat er im Jahr 1996 ins Leben gerufen und leitet ihn seitdem. Zur Freude der Besucher aus Schwyz, Zürich und St. Gallen. An den Ufern dieser drei Kantone erklingt er, der „Musiksommer“.

Seine Liebe zur Musik entdeckte der junge Giovanni in der Schule. Genauer gesagt in der Stiftsschule zu Einsiedeln. Während alle anderen Schüler noch schliefen – weil sie „erst“ um Viertel nach fünf aufstehen mussten – machte sich der kleine Giovanni schon um vier Uhr klammheimlich auf die Socken, um im Übungsraum des Klosters auf der kleinen Orgel zu spielen.

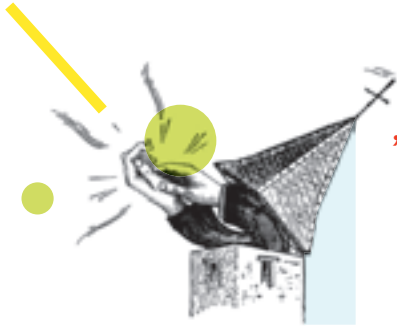
Nur die leisen Manuale im Anschlag übte er Bach. Bach, immer wieder Bach. Das blieb den Stiftslehrern nicht verborgen. Und so trauten sie ihm im Laufe der Schulzeit immer grössere Orgeln zu. Er selbst wagte sich im Gegenzug an immer schwerere Stücke. Bis er irgendwann an der Hauptorgel der Klosterkirche sass und die Fantasie in G-Moll von Johann Sebastian Bach spielte.

„Wie kommt man auf die Idee eines Musiksommers?“ will ich bei einem Gespräch im

Restaurant „Schiff“ am Pfäffiker Ufer des Zürichsees von ihm wissen. Der mittlerweile 79-jährige schaut mich verschmitzt an und beginnt sehr lebhaft (*in der Sprache der Musik „con brio“*) zu erzählen: „Ich wollte damals wie heute, an den schönsten Orten rund um den Zürichsee ganz besondere Musik machen, um denjenigen aus der Region, die nicht in die Sommerferien fahren, die Möglichkeit zu geben, gute Musik zu moderaten Preisen zu erleben. Diese Idee hatte ich schon lange, konnte sie aber erst 1996 in die Tat umsetzen, als die ‘Thomas Schmidheiny Stiftung’ mir das Geld dafür gab. Was mich sehr freut, ist die Tatsache, dass sie bis heute eine der Hauptsponsoren geblieben ist.“

Das spricht für beide – für die Zufriedenheit des Sponsors ebenso wie für die beständige Leistung Giovanni Brias. In diesem Jahr trägt nebenbei bemerkt eine weitere wichtige Stiftung einen Teil des Programms – die Schwyzer „Kühne Stiftung“ von Klaus Michael Kühne (*siehe Y-Mag 3, S. 51*). „Sie sorgt 2013 dafür,“ so Bria, „dass wir zwei fantastische Konzerte im Programm haben. Die erste Aufführung, die der Auftakt der Schwyzer Konzerte sein wird, ist eine kleine Sensation. Denn am 22. Juni werden Absolventen der New Yorker Juilliard School in Schindellegi zu Gast sein. Wenn man bedenkt, dass die Juilliard School eine der Top Five Musikschulen weltweit ist, kann man ermassen, was für ein Leckerbissen uns da ins Haus steht.“

Das zweite Konzert, für dessen Realisierung er Prof. Kühne und dessen Ehefrau ebenfalls sehr dankbar sei, werde von einer Mannschaft aus Preisträgern wichtiger Musikwettbewerbe – „um den ganz vorzüglichen Klarinetten Matthias Schorn herum“ – gegeben. „Schorn ist seit 2007 Soloklarinettenist bei den Wiener Philharmonikern und wird von den Berliner Philharmonikern



„Das Klatschen ist ja eine Art Entladung, eine unstrukturierte akustische Woge...“

immer gerne ausgeliehen. Wenn sie ihn kriegen“, fügt Bria schelmisch lächelnd hinzu. Er zumindest kriegt ihn.

Mit Matthias Schorn werden an diesem Abend auftreten: Der chinesische Bratschist Wen Xiao Zheng, der hat den Sonderpreis „Bester Kammermusiker“ von keinem Geringeren als Yuri Bashmet erhalten – der derzeit weltweiten Nummer 1 an der Bratsche. Ebenfalls dabei: das Ausnahmetalent Conrad Tao. Der hat kürzlich – mit gerade mal 20 Jahren – vom Dallas Symphony Orchestra den Auftrag erhalten, ein Orchesterstück zu komponieren. An diesem Abend wird er am Klavier zu hören sein. Und – last but not least – die Deutsch-Koreanerin Viviane Hagner, die als Solo-Violinistin praktisch schon mit allen grossen Dirigenten der Gegenwart gearbeitet hat – von Barenboim bis Nagano, von Mehta bis Abbado. Eine Künstlerin, die zur Weltklasse gerechnet werden darf.

(Wer sie vorab hören will, findet im Kasten am Ende dieses Artikels die entsprechenden WWW-Sites, auf denen man bei einzelnen Interpreten reinhören kann.)

Natürlich kommt Giovanni Brias ehemaliger Schulort, das Kloster Einsiedeln, beim „Musiksommer“ nicht zu kurz. So wird in diesem Jahr, wie in den Jahren zuvor, am eidgenössischen Betttag ein grosses Konzert in der Klosterkirche stattfinden – ein mystischer Dialog zweier Formen von Einstimmigkeit: Johann Sebastian Bachs Cello-suite – und Werke für gregorianische Gesänge.

Die Begegnung mit dem Mystischen ist ein wichtiges Thema für Giovanni Bria. „Wissen Sie,“ sagt er nach einem Moment der Stille, „ich kann nicht präzise definieren, wodurch mystische Momente entstehen. Aber ich spüre sie.“

Um das etwas schärfer zu fassen, frage ich nach, ob es Stücke gibt, bei denen er einen besonderen Zugang zu dieser sehr persönlichen und für den eigenen Glauben sehr wichtigen Erfahrung findet.

„Ja,“ antwortet er, „in der neunten Sinfonie von Anton Bruckner und im ‘Te Deum’ erschliesst sich mir sehr viel davon. Ein anderes Werk, das ich in dieser Hinsicht schätze, ist das Requiem Opus 48 von

Gabriel Fauré. Oder die „Missa Papae Marcelli“ von Giovanni Pierluigi Palestrina. Oder das Lied „Träume“, aus den „Wesendonck-Liedern“ von Richard Wagner, das ja eine Studie zu „Tristan und Isolde“ ist. Und dann natürlich der „Parzifal“ selbst. Da beginnt im Vorspiel ein gregorianisches Thema und ein protestantischer Choral eine polare Spannung zu entfalten, die sich durch die ganze Oper zieht.

Aber auch Martin Luther hat viele sehr mystische Lieder komponiert. ‘Eine feste Burg ist unser Gott’ zum Beispiel, womit wir beim Abschlusskonzert des diesjährigen Musiksommers sind. Es findet in Lachen Ende Oktober statt und ist dem Werk des grossen Lachner Sohns Joachim Raff gewidmet. Er war ein Zeitgenosse von Franz Liszt und Felix Mendelssohn-Bartholdy, die ihn beide sehr stark gefördert haben.“

Giovanni Bria will mit seinem „Musiksommer“ nicht nur unvergessliche Abende mit Musik herausragender Interpreten schaffen. Er will noch etwas anderes: Er möchte Talente wecken. „So wie das Kloster Einsiedeln geweckt hat, was in mir schlummerte.“

Die Konzerte des „Musiksommers“ rund um den Zürichsee werden in den Kirchen vieler Gemeinden stattfinden, „weil sie“, so Bria, „besondere Orte sind, die eine lange Geschichte haben und durch ihre Besonderheit und Ruhe über eine starke Ausstrahlung verfügen. Wie zum Beispiel die fast 1000-jährige Kirche auf der Ufenau, wo in diesem Jahr zwei Konzerte stattfinden werden.“ Dabei ist gut zu wissen, dass Musik, wie er sie versteht und den Menschen nahe bringen will, Musik fürs Herz ist – weniger für den Alltag.

Da stellt sich dem praktisch denkenden Zeitgenossen sogleich die Frage, ob am Ende eines solch berührenden Konzertes in Gotteshäusern applaudiert werden darf?

„Eine sehr interessante Frage“, erwidert Giovanni Bria darauf. „Zu meiner Zeit, als ich Assistent von Wieland Wagner war, wurde in Bayreuth darüber gestritten, ob man nach dem Parzifal klatschen soll oder nicht. Damals klatschte man nach Opern, aber nach dieser Oper voller Mystik und bewegender Momente war das ein Sakrileg. Ich habe daraus meine eigene Haltung zum Thema Applaus entwickelt.“

Und dann erklärt er: „Das Klatschen ist ja eine Art Entladung, eine unstrukturierte akustische Woge, die von den Zuhörern ausgeht und den Klang der Musik, der noch im Raum schwebt und dort nachklingt, überschwemmt und zudeckt. Dadurch landet der mystische Moment, den man vielleicht während des Musikstückes erleben durfte, im Lärm des Alltags. Eine h-Moll-Messe, ein Verdi-Requiem oder eine Matthäus-Passion sind etwas so Besonderes, das kann man nicht mit Lärm überdecken.“

Er finde es deshalb schön, „wenn – wie es auch Sergiu Celibidache in Einsiedeln zu tun pflegte – nach dem Konzert die Glocken ertönen und die Zuhörer in der Kirche als Zeichen ihres Respekts für die Musik aufstehen. Dann ist diese stille ‘Standing Ovation’ ein Ausdruck der Achtung und des Respekts vor den Künstlern. Und das Verharren, das Dableiben im Raum des Konzertes lässt einem die Möglichkeit, weiter gesammelt zu bleiben und den Tönen nachzusinnen. Die Glocken dagegen nehmen den Klang aus dem Kirchenraum auf und tragen ihn hinaus – in die Stadt und die Weite der gesamten Natur. Am Ende gehen die Zuhörer hinaus und nehmen das Gehörte mit. So kann es wirken und zeigen – wenn Sie das Wortspiel gestatten – dass Nachhaltigkeit auch etwas von ‘nachhallen’ hat!“

So entwickelt sich das Läuten der Glocken nach den Konzerten des „Musiksommers“ mit geistlichen Werken zu einer Art Markenzeichen. Eine schöne Erfahrung. Sowohl wenn man es real überall um den See herum läuten hört, als auch im übertragenen Sinn. „Urbi et orbi“ sozusagen. 🇯🇵



PARTNERLAND 2013
IST DEUTSCHLAND:

22. Juni – Absolventen der Juilliard School aus New York gastieren in Schindellegi. (Gesponsort durch die Kühne Stiftung)
Dazu mehr unter:
www.youtube.com/user/juilliardschool

5. Juli – das Signum Quartett spielt (auf der Ufenau)

19. Juli – Barock-Musik für Flöte, Cembalo, Theorbe (eine vielsaitige Basslaute) und Viola da Gamba vom Ensemble um Laura Schmid, der Gewinnerin des deutschen Wettbewerbs „Jugend musiziert“ 2009 und dem „Prix Credit Suisse Jeunes Solistes 2013“ (auf der Ufenau)
Dazu mehr unter: www.lauraschmid.com

5. August – Konzert in der Pfarrkirche Feusisberg mit Preisträgern wichtiger Musikwettbewerbe und dem Soloklarinettenisten der Wiener Philharmoniker Matthias Schorn, (Ebenfalls gesponsort durch die Kühne Stiftung)
Dazu mehr unter: www.matthias-schorn.at/mozart-klarinettenkonzert-trailer
www.vivianehagner.de unter „recordings“
www.conradtao.com/media unter „music“
www.br.de/radio/br-klassik/themen/ard-musikwettbewerb/ard-musikwettbewerb-klassik106.html

15. September, dem eidgenössischen Bettag, Konzert im Kloster Einsiedeln. Der neunzehnjährige Solist Christoph Croisé spielt die Cellosuite von Johann Sebastian Bach. Und die „Schola Gregoriana Einsidlensis“ unter der Leitung von Dekan Pater Urban Federer singt gregorianische Gesänge.

Das Abschlusskonzert des diesjährigen Musiksommers am Zürichsee wird Ende Oktober in Lachen stattfinden. Thema: Joachim Raff, der grosse Komponistensohn aus Lachen
Das ganze Programm mit dem diesjährigen Partnerland Deutschland finden Sie unter:
www.musiksommer.ch
(Kurzfristige Änderungen sind möglich)

DER WELT TOR HÜTER

EIN BESUCH BEI ANDY KÖPKE
UND SEINER BERATUNGSFIRMA
SSC GROUP AUS WOLLERAU

von Andreas Lukoschik

Seine Karriere als Torhüter ist beeindruckend. Auch oder gerade, weil sie Brüche aufweist. Aber genau die befähigen ihn, mit seiner Agentur SSC die Brücke zwischen Sport und Wirtschaft zu schlagen. Als Berater.

Der Händedruck ist überraschend moderat. Zumindest für einen, der mit seiner Hände Arbeit eine ganze Reihe von Titeln als einer der besten Torhüter der Welt errungen hat: Deutscher Torhüter des Jahres (vier Mal), Deutscher Fussballer des Jahres (1993), Europameister (1996), Welttorhüter (1996) und – weniger mit den Händen als mit dem Kopf – seit 2004 Torwarttrainer der deutschen Fussballnationalmannschaft.

Während er auf Fotos meist sehr ernst dreinschaut, ist Andreas Köpke – den alle Welt „Andy“ nennt – im persönlichen Gespräch erfrischend sympathisch. Nicht zuletzt, weil er mit versammelter Ruhe am Tisch sitzt und dabei sehr konzentriert im Gespräch ist. Das komme von seiner Profession als Torwart, erklärt er.

„Als Torwart stehen Sie nicht im Tor und ruhen sich aus oder reden mit dem Balljungen. Sie können während des Spiels nicht abschalten, sondern sind immer unter Hochspannung, weil das Spiel heutzutage so schnell geworden ist, dass

man immer damit rechnen muss, mal 30, 40 Meter aus dem Tor herauslaufen zu müssen. Oder einen langen Ball aufs Tor zu kriegen.“

Er müsse auch Einfluss auf seine „Innenverteidiger nehmen und Anweisungen für das Defensivspiel geben. Ich muss mich 90 Minuten *mit* dem Ball bewegen. Auch wenn er in der gegnerischen Hälfte ist. Ich bin also im 5-Meter-Raum die ganze Zeit in Bewegung, um immer die richtige Position zum Ball zu haben – wenn er kommt.“

Dabei war die Rolle des Torwarts keineswegs sein Traum: „Als Junge geht keiner freiwillig ins Tor“, sagt er mit einem Lachen. „Da spielt doch jeder erst mal im Sturm. Logisch! Das kristallisiert sich dann erst im Laufe der Zeit heraus.“ Vorausgesetzt man verfügt über eine ganze Menge an herausragenden Qualifikationen.

„Heutzutage ist das Torwartspiel sehr viel umfassender geworden als früher. Ein Torwart muss heute Fussball spielen können – möglichst beidfüssig. Zu meiner Zeit hiess es noch ‘Du musst den 5-Meter-Raum beherrschen’, heutzutage muss es der *ganze* Strafraum sein. Und dann sollten sie auch noch als eine Art Libero spielen können, direkte Gegenangriffe einleiten – ob mit dem Fuss oder mit der Hand. Das macht die Aufgabe des Torwarts sehr viel attraktiver für die Jungen.“

Zumal es tolle Vorbilder gebe. „Manuel Neuer heute und früher Oliver Kahn – um nur zwei zu nennen.“ Dass er dabei seinen Namen nicht nennt, passt zu einem Wort, das im Laufe des Gespräches noch öfter fällt: „Seriosität“. Der Mann ist seriös. Keine Frage. Und er strahlt eine gewisse Grösse aus. Während dem Berichterstatter dieses Wort durch den Kopf geht, nimmt Andy Köpke es auf. Allerdings eher physisch.

„Und dann hat sich auch in der Anforderung an die Grösse einiges geändert. Ich glaube, dass ich heute mit meinen 1,82 Meter schon *sehr* herausragend halten müsste, um überhaupt eine Chance zu bekommen. Die Jungs heute sind ja fast alle 1,90 Meter. Das hat auch etwas mit der Spannweite ihrer Arme zu tun. Zu gross dürfen sie aber auch nicht sein, weil die Grossen manchmal zu wenig beweglich sind und einen längeren Weg nach unten haben als ein Kleinerer.“

Deswegen liege die ideale Grösse bei „vielleicht 1,86 bis 1,88 Meter. Aber auch ein Kleinerer wird seine Chancen bekommen. Ist er richtig gut, kann



*Andy Köpke.
Man kennt ihn aus
dem TV.
Bei den deutschen
Länderspielen sitzt
er immer neben dem
Bundestrainer.*

man das Spiel immer noch so umstellen, dass er bei Flanken rausgeht und gut hält. An diesem Beispiel zeigt sich, dass es auf die Feinabstimmung im Team ankommt und auf das eintrainierte Zusammenspiel. Das ist etwas, was ein Unternehmenslenker zum Beispiel sofort begreift.“

Damit hat er unser Gespräch sehr elegant zum Thema „Sport & Wirtschaft“ dirigiert. Er nimmt einen Schluck Espresso und fährt fort: „Man kann die Erfahrungen als Torwart durchaus mit denen eines Unternehmenschefs vergleichen. Beide müssen das Geschehen kontinuierlich im Auge behalten, brauchen gute Mitarbeiter, die ihnen Arbeit abnehmen können, und müssen den Top-Leuten das Vertrauen geben, gewisse Dinge für sie umsetzen zu können.“ Denn der Torwart sei „genau so wie der Chef auf die Arbeit anderer angewiesen. Beide müssen erkennen, wann sie einzugreifen haben.“ Sodann fügt er mit einem Lächeln hinzu: „Vielleicht muss der Chef nicht ganz so schnell zugreifen wie ein Torwart.“

Die Analogien kann man verstehen. Auch wenn man nicht Chef ist. Oder Torwart. Aber wie geht er bei seiner Beratung konkret vor?

„An erster Stelle steht die Analyse des Problems, zu dem wir befragt werden. Wenn das klar herausgearbeitet ist, beginnen wir mit der Beratung. Dabei ist ganz klar: Ich sage nicht, lösen Sie ihr Problem so und so. Dazu stecke ich zu wenig in der jeweiligen Materie drin. Das wäre – aus meiner Sicht auch keine Beratung – sondern eher ein Rat-Schlag. Mit der Betonung auf ‘Schlag’. Was etwas mit Gewalt zu tun hat.“ Mit Gewalt gewinne man aber weder ein Spiel, noch löse man damit anstehende Fragen. „Was wir tun: Wir nutzen die international verständliche Sprache des Fußballs, um Analogien aufzuzeigen und darzulegen, wie wir mit einer ähnlichen Situation erfolgreich umgegangen sind. Unsere Aufgabe ist es, durch vergleichbare Situationen aus der Welt des Fußballs, beim Ratsuchenden Kanäle zu öffnen, die ihn selber eine Lösung für die anstehende Frage finden lassen.“ Jeder Mann sei doch Bundestrainer. „Oder?“ Hier lacht er sehr sympathisch. „Das soll heissen, dass er sich – in seiner Freizeit und das bedeutet *freiwillig* – über taktische Fragen Gedanken gemacht hat. Genau das machen wir uns zunutze, um ihn in seiner Konflikt-Situation zu erreichen.“

Mit Konfliktsituationen kennt sich Andreas Köpke aus. Das klassische Beispiel hat er selbst mitgesteuert: Dabei ging es um Oliver Kahn, Jens Lehmann und die Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland.

„Das war für uns eine schwierige Entscheidung, die dann noch schwieriger zu kommunizieren war: Oliver Kahn – langjähriger Torwart und hochverdient um die Nationalmannschaft – durch Jens Lehmann zu ersetzen.“ Für beide sei es die letzte Chance gewesen an einer Weltmeisterschaft teilzunehmen – „und dann auch noch im eigenen Land. Das war hart für Oliver Kahn. Aber wie er diese Entscheidung angenommen und umgesetzt hat, das war bemerkenswert. Er hat auf seine Weise im Hintergrund die Mannschaft unterstützt und hat dann – als er beim Spiel um den dritten Platz eingesetzt wurde – herausragend gehalten.“

Er, Andy Köpke, glaube, „dass ihn das noch stärker gemacht hat und ihm in Hinblick auf die ‘Karriere nach der Karriere’ geholfen hat. Seine Beliebtheitswerte sind danach ja auch sprunghaft gestiegen.“ Das sagt er mit spürbarem Respekt. Dem Respekt, der in der Erfahrung wurzelt, mit der er selbst mit schwierigen Momenten umgegangen ist.

Denn Andreas Köpke ist eine besondere Person im deutschen Fußball. Dreimal ist er mit seinen Vereinen aus der Bundesliga abgestiegen und dennoch wurde er 1996 – vier Wochen nach dem dritten Abstieg – mit der Nationalmannschaft Europameister. Wenig später wurde er sogar zum „Welttorhüter des Jahres“ ernannt. Da stellt man sich – zu Recht – die Frage, was mit dem Mann passiert ist, welchen Schalter er im Kopf umgelegt hat, um nach dem Abstieg wieder so erfolgreich sein zu können.

Das die „Kunst des Scheiterns“ zu nennen, ist vielleicht etwas vollmundig. Dennoch härtet sich im Scheitern der Kern des wahren Siegers – nicht durch ein ignorantes „trotzdem immer weiter so“, sondern durch das genaue Hinschauen darauf, wie es dazu kommen konnte. Also durch Selbstreflexion. Dadurch wird das Scheitern kein Versagen, sondern ein Lernschritt zu mehr Kompetenz und Ehrlichkeit sich selbst gegenüber. Das geht einher mit menschlicher Tiefe und gibt grosse Kraft. Denn man weiss dadurch, dass schwere Situationen dazu da sind, an ihnen zu

wachsen. Dass sie also eine positive Kraft sind. O-Ton Köpke: „Mir hat es gezeigt, dass man als Torwart in vielerlei Fragen von anderen abhängig ist. Oder allgemeiner gesprochen: Es spielen in schwierige Prozesse manchmal Dinge hinein, die man selber gar nicht beeinflussen kann. Und dennoch muss man seine eigenen Lehren daraus ziehen, sich selbst hinterfragen, manche Dinge auch abhaken, weil man sein Bestes gegeben hat und es nicht anders (besser) hätte machen können. Und dann wieder nach vorn schauen.“

Die Wirtschaft hat dafür das Stichwort: „Change-Management“. Man muss kein Nationalökonom sein, um zu ahnen, dass ein Berater, der sich mit solchen Fragen aus dem eigenen Erleben auskennt, sehr gefragt ist.

Krisen haben also ihren Sinn! „Ganz genau. Aus einer Niederlage lernt man mehr als aus einem 9:2-Sieg. Wer es schafft, sich auf der Gewinnerstrasse zu fragen, wo er sich noch optimieren kann, spielt mental in der Championsleague!“ Dazu gehört nicht nur Offenheit, sondern auch das Vertrauen in die eigene Intuition. Als Beispiel führt er den deutschen Bundestrainer an, wenn es um den letzten freien Platz in der Startformation geht: „Joachim Löw wacht oft morgens auf und sagt ‘So machen wir das jetzt’. Und meist liegt er damit richtig.“

Interessanterweise gibt es psychologische Untersuchungen, die den Nutzen des „noch mal darüber Schlafen“ bestätigen. Das Gehirn rechnet nämlich in der Nacht sehr intensiv die Pro und Contras durch und legt einem am Morgen das Ergebnis vor. Der Hintergrund dafür: Manche Entscheidungen sind derart komplex, dass unser Gehirn ungestörte Rechenzeit braucht – eben nachts – um alle ‘Für und Wider’ durchzurechnen. So findet es meist die richtige Entscheidung.

Nach soviel Fussball und Entscheidungsfindung muss die Frage an Andy Köpke gestattet sein, wie er mit seiner Unternehmung SSC Group in den Kanton Schwyz gekommen ist?

„Das war im Jahr 2008 in der Vorbereitung zur Europameisterschaft, die in der Schweiz und in Österreich ausgetragen wurde. Da waren wir im ‘Panoramahotel Feusisberg’ stationiert und haben die Schönheit der Landschaft mit dem Blick

auf den Zürichsee erlebt. Später haben wir dann gemerkt, wie nahe die FIFA am Zürcher Sonnenberg ist und dass der Kanton Schwyz gute Anbindung an viele europäische Zentren hat.“

Ausserdem sei der Chefscout der deutschen Nationalmannschaft – Urs Siegenthaler – ein Schweizer. Und – „Günther Netzer sitzt in Zürich wie viele andere Unternehmen, mit denen wir zu tun hatten und haben und die unweit stationiert sind.“

Dann seien da noch die Sportstätten in Freienbach, Wollerau und Schindellegi, „die ganz ausgezeichnet sind. Wo wir – auch im Winter – die praktische Seite unserer Seminare abhalten können. Es ist nämlich nicht selbstverständlich, dass die Sportplätze der Vereine auch im Winter geräumt werden. Im Kanton Schwyz können wir dazu nur Gutes berichten.“

Schliesslich und endlich handele es sich dabei um eine Region, „in der man auch mal abschalten kann und den Kopf frei kriegt für neue Gedanken. Das ist für unsere Beratungsarbeit sehr hilfreich.“

„Und dann“, setzt er mit einem verschmitzten Lächeln nach, „ist noch etwas im Kanton Schwyz ganz hervorragend – die Druckerei Gutenberg. Da lassen wir alles drucken, weil die eine gewisse Liebe zum Detail pflegen.“

Das finden wir auch. Deshalb drucken die „Gutenbergs“ auch das Y-Mag. Seit der ersten Ausgabe.

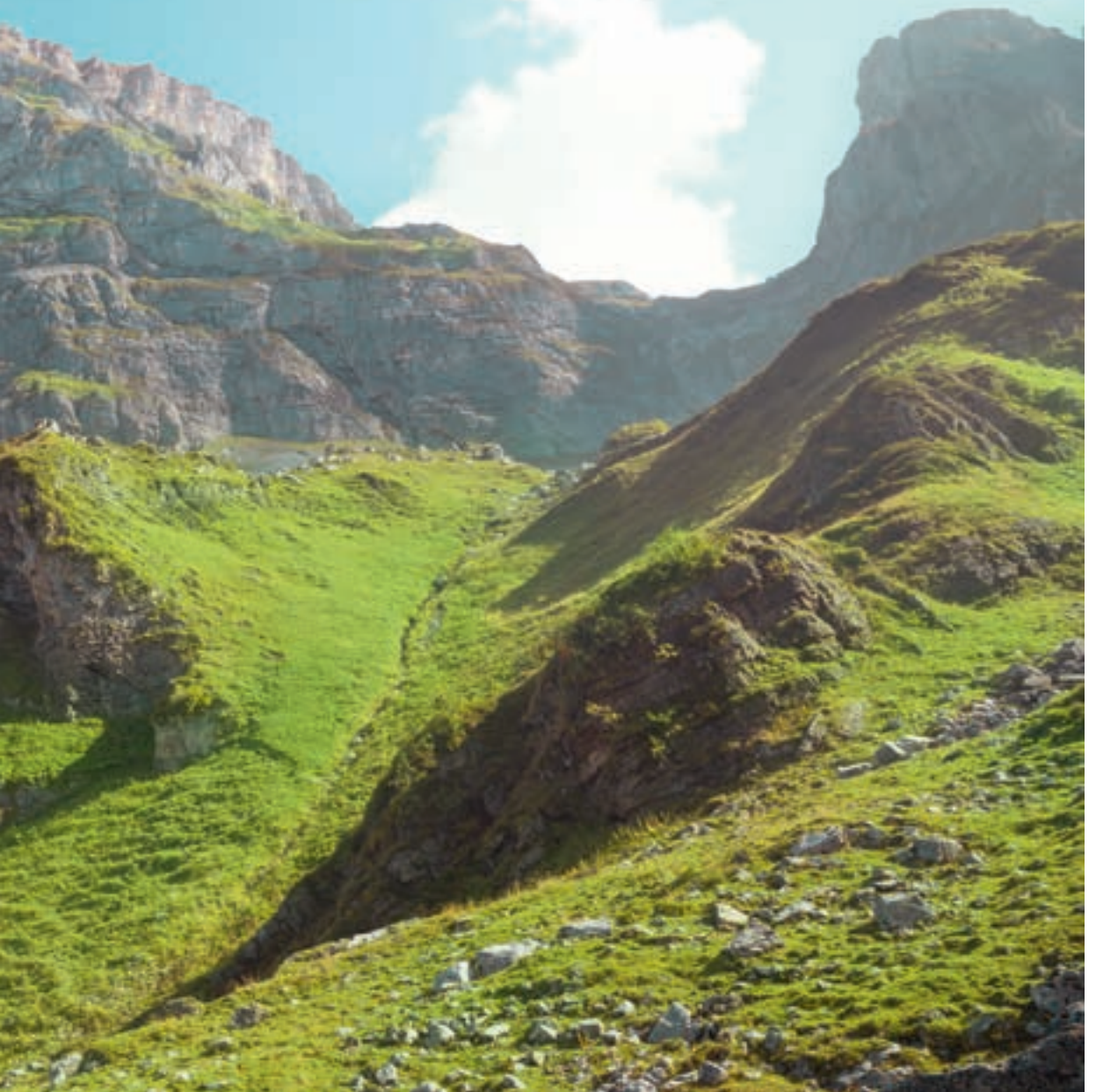
Zu guter Letzt kommt Andy Köpke noch einmal auf die Intuition und seine Consultingfirma SSC Group zurück: „Bei allen Seminaren und Vorträgen, die ich mit und vor Vertretern der Wirtschaft halte, sage ich immer, dass das Bauchgefühl sehr wichtig ist. Denn am Ende sagen alle: ‘Wir sind Meister’, aber ‘ihr habt verloren’“. In beiden Fällen sei es gut, „wenn man die innere Gewissheit hat, dass das, was man entschieden hat, richtig war. Denn darauf kann man aufbauen – in beiden Fällen.“ 🍷

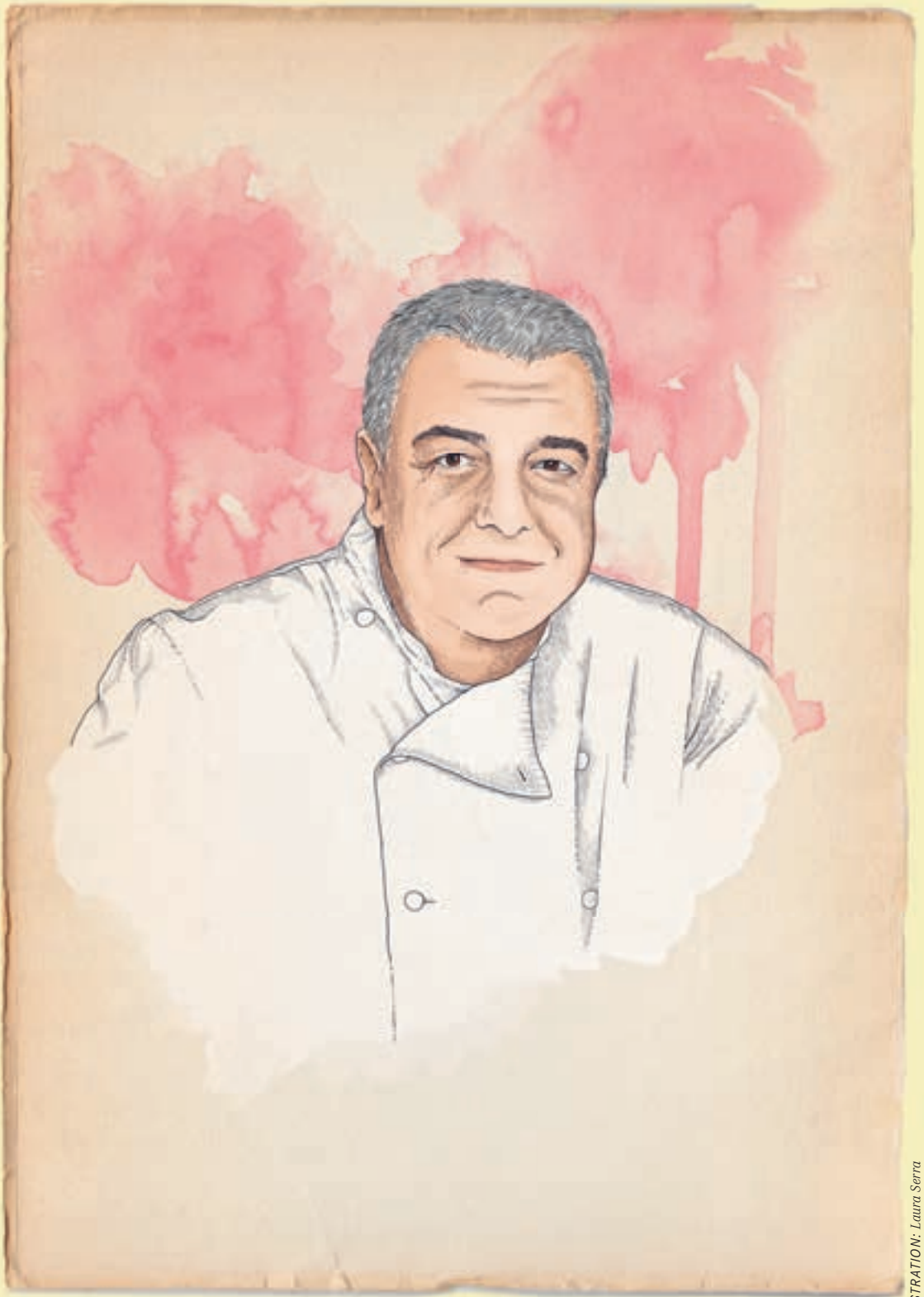
„...am Ende sagen alle: ‘Wir sind Meister’, aber ‘ihr habt verloren’“



Eschweyz

*Am Ende des Bisistal.
Blick auf den Mären.
FOTO: Stefan Zürrer*





*Doppel-Stern-Träger
Franz Wiget.*

„ES IST SEHR SCHWER, EINFACH ZU SEIN!“

EIN BESUCH BEI FRANZ WIGET – CHEF VOM RESTAURANT ADELBODEN OB STEINEN, DER EIN GANZES JAHR LANG „KOCH DES JAHRES 2012“ WAR.

von *Andreas Lukoschik*

Der das sagt, ist ein Poet – obwohl er eigentlich Koch ist. Ist das überhaupt ein Gegensatz? Betrachtet man die Arbeitsweise beider Berufe, so sind sie völlig entgegengesetzt.

Denn: Ein Poet arbeitet allein. Ein Koch – zumindest wenn er die Klasse von Franz Wiget erreicht hat – arbeitet im Team.

Kann ein Koch also ein „Poet“ sein? Klar. Besonders dann, wenn er im Gespräch Antworten findet, die in klaren Bildern ausdrücken, was er meint. Zum Beispiel lautet Franz Wigets Antwort auf die Frage, ob er sich an Geschmäcke aus seiner Kindheit erinnern kann: „Ja natürlich. Zum Beispiel an die Birnen, die wir direkt vom Baum gepflückt haben. Das ist wie bei der ersten Liebe. Da erinnern Sie sich doch auch an die Lieder, die Sie gemeinsam gehört haben.“

Geschmack als Klang, der in uns nachklingt. Gerüche. Erste Liebe. Sinnliche Genüsse als Eindrücke des Herzens ...

Darüber liesse sich vortrefflich philosophieren und das Ganze wortreich vertiefen. Doch machte das den Gedanken nur unnötig kompliziert. Und nähme ihm die Einfachheit. Und Klarheit. Und Schönheit. Drei Qualitäten, die sich bei Franz Wigets Kreationen auf dem Teller wiederfinden. Und mehr als das.

Speck zur Begrüssung

Am Abend, wenn man in seinem Restaurant „Adelboden“ ob Steinen zu Gast ist, bekommt man zur Begrüssung eine Scheibe Speck, neben der ein Sackmesser liegt. In einem Restaurant mit zwei Sternen! Eine Scheibe Speck!

Natürlich ist das ein besonders aromatischer, köstlicher Speck. Und von daher ein sinnlicher Genuss der besonderen Art. Aber auch eine bäuerliche Botschaft. Eine Erdung.

Und ein augenzwinkernder Kommentar auf das „Swiss Knife Valley“ – allerdings äusserst charmant vorgetragen. Und kulinarisch vom Feinsten. Das meint er mit „einfach sein“. „Wesentlich“ drückt es vielleicht deutlicher aus.

Carpaccio von Jakobsmuscheln

„Wie erreicht man diese Einfachheit?“, will der berufsbedingt neugierige Berichterstatter wissen. Woraufhin Franz Wiget wieder mit einem Beispiel antwortet: „Wenn mich meine Mitarbeiter fragen, was sie bei einem Gericht noch hinzutun könnten, um das Ganze abzurunden, dann sage ich ihnen: ‘Frag Dich, was du wegnehmen könntest’. Es ist nämlich die Kunst des Weglassens, die zeigt, ob sich ein Koch etwas bei einem Gericht überlegt hat.“

Eine solche Aussage schwappt stark in die Gedankenwelt des Zen-Buddhismus hinein. Das zu erörtern ist viel zu kompliziert, um noch einfach sein zu können – was zwar das Wesen des Zen ist, aber eben auch das Dilemma dessen, der Einfachheit durch Nachdenken sucht. Deswegen lautet die Antwort manches Zen-Meisters an seine Schüler: „Mach es einfach!“ Franz Wiget macht es. Einfach! Und zwar schon lange.

Denn er ist nicht Koch und Philosoph – sondern Koch und *Poet*. Deswegen ist sein nächstes Beispiel auch wieder konkret und klar: „Ich war in Frankreich in einem Restaurant und habe einen Kabeljau gegessen, mit Spinat und *beurre blanc*. Ich weiss noch heute wie das geschmeckt hat. Genau dieser Spinat in seiner Ausgewogenheit an Bitterstoffen und Saftigkeit – mit dem Kabeljau in dieser perfekten Konsistenz – abgerundet durch die *beurre blanc* ... das war genial. Das hört sich vielleicht simpel an. Aber um dieses Gericht genau so herzustellen, braucht es sehr viel Hirn. Und Erfahrung. Und Geschicklichkeit!“ Deswegen ist es schwer, einfach zu sein.

Ist es also eine Kunst, was er macht? „Ich sehe es nicht als Kunst. Ich will einfach das Beste erreichen. Das hat auch immer mit dem Glück

des Findens zu tun. Und mit einem selbst. Wenn es richtig ist, was Sie erschaffen, dann ist auch immer ein Stück von Ihnen mit drin.“

Dann müsste es ihm doch aber eigentlich leid tun, wenn diese Komposition am Ende aufgegessen und damit verschwunden ist. „Nein,“ sagt er und erweist sich als echter Meister des Zen, „das schafft doch wieder Raum für Neues! Das finde ich super.“

Nach einer kleinen Pause, in der ihm das Thema „Neues“ offenbar noch einmal durch den Kopf gegangen ist, fügt er hinzu: „Ich hebe übrigens keine Speisekarten auf und notiere mir auch keine Rezepte. Ich versuche, jeden Tag das Beste abzuliefern. Man muss einfach immer wieder schauen, dass man einen Stein in den See werfen kann, der ein paar Wellen wirft.“ Wieder so ein schönes Bild. Nicht die grosse Welle machen, sondern ein paar kleine. Die aber immer wieder. Beharrlich.

Bretonischer Küstenkabeljau auf Fregola Sarda und Beurre blanc

In die Wiege gelegt wurde Franz Wiget sein Erfolg nicht. Aufgewachsen auf einem Bauernhof sollte er als ältester Sohn den Hof übernehmen. Doch irrte hier der Vater. Seinen ältesten Sohn Franz zog es zur Mutter in die Küche. Was der Vater – wie wohl viele Väter – so interpretierte, dass sich der Sohn „vor der Arbeit drücken“ wolle. Aber ein Drückeberger war der Franz nie. Er interessierte sich bloss nicht für den Beruf des Bauern.

Als es so weit war, dass er eine Schnupperlehre machen sollte – und wollte – ging er zu einem Konditor. Danach fragte seine Mutter – weil

es damals üblich war, in zwei mögliche Berufe hineinzuschnuppern – Albert Koller vom „Rössli“ in Steinen, ob ihr Franz zu ihm kommen dürfe. Er durfte. Albert Koller witterte Talent – und förderte ihn. Damit begann für Franz Wiget ein langer Weg. *Sein Weg*. Den hätte ein Drückeberger niemals geschafft. In fünfundzwanzig Jahren hat er dreimal in der Küche gefehlt. Sonst war er immer da. Tag für Tag. Abend für Abend.

„Wissen Sie,“ sagt er, „wenn der Gast hierher kommt, dann muss ich auch hier sein. Ich kann nicht andere für mich kochen lassen, weil ich irgendwo in der Weltgeschichte herumfahre und mich wichtig mache. Wenn sie die Menschen in der Gästestube gering achten, dann macht die Arbeit keinen Spass. Deshalb liebe ich meine Gäste – damit mir die Arbeit Freude macht.“ Dabei erscheint das spitzbübisch-gutmütige Lachen auf seinem Gesicht, das er während dieses Gesprächs noch öfter zeigt.

Franz Wiget ist nah bei seinen Gästen, was bei Spitzenköchen heutzutage selten ist. Zu leicht erliegen sie den Verführungen und Möglichkeiten einer Mediengesellschaft. Wiget nicht – seine Gäste danken es ihm.

Restauranttester zeichnen sich weniger durch Dankbarkeit aus als durch Gnadenlosigkeit in ihrem kulinarischen Urteil. Wenn sie gut sind. Und wie urteilt diese schwierige Klientel über ihn? Sie ist von seiner Arbeit angetan. Anhaltend angetan.

Macht es ihn eigentlich bei der Arbeit in der Küche nervös, wenn die Damen des Services signalisieren, es sitze möglicherweise ein Restauranttester im Gasträum? „Früher vielleicht. Aber heute nicht mehr. Das Älterwerden hilft einem da auch weiter. Ich bin zwar immer noch ambitioniert. Aber die Eitelkeit lässt nach. Zum Glück. Und ehrlich gesagt ist es bei unserer Art der Gastronomie unmöglich, dass sie für den einen Gast besser kochen als für den anderen. Ich tröste mich damit, dass heute jeder kritisiert und beurteilt wird. Egal, ob sie Koch sind oder Papst.“

Papst ist er – wie wir alle wissen – nicht, aber so etwas wie ein Kardinal: Denn Franz Wiget hat 18 Gault-Millau-Punkte, zwei Michelinsterne und er ist „einen Umweg wert“. So die amtliche Erklärung dafür, was zwei Sterne im Guide Michelin bedeuten. Diesen Umweg machen seine Gäste gerne. Knapp ein Drittel kommt aus dem Ausland, hauptsächlich aus Italien und Deutschland.

Viele von ihnen kamen das erste Mal, als er die begehrteste Auszeichnung der Schweizer Gastronomie als „Koch des Jahres“ erhielt – und kehren seitdem immer wieder zurück. Für sie ist er eine Sehenswürdigkeit ... oder richtiger eine „Schmeckenswürdigkeit“. Auf jeden Fall ein Highlight der Region.

Rücken und Schultern vom Muotathaler Rind mit Gummelistunggis

Und die Schwyzer Gäste? Wie sind die? Franz Wiget schmunzelt wieder auf seine unnachahmliche Art und sagt: „Sie haben die Fähigkeit, sich mit zu freuen. Wenn sie zum Beispiel in Bern gefragt werden, wo sie her sind und sagen ‘aus Schwyz’ und dann hören: ‘Da gibt es doch ein Restaurant mit zwei Sternen’ – dann freut sich der Schwyzer.“

Zumindest erzählen mir das viele – und ich glaube es ihnen gern. Die Schwyzer haben damals, als wir angingen, natürlich gemerkt, dass wir hier auf etwas anderes zusteuern und haben erst mal abgewartet, wohin die Reise geht. Deswegen hat es ein bisschen gedauert, bis sie zahlreich erschienen sind. Aber wenn es dem Schwyzer Gast gefällt, dann kommt er wieder. Ich kann es ruhig zugeben: ich bin genau so.“

Wenn Franz Wiget seine kulinarische Philosophie formulieren sollte, die über das „Es ist schwer, einfach zu sein“ hinausgeht, was würde er dann sagen?

„Keine Zukunft ohne Herkunft! Deswegen sage ich seit zwanzig Jahren: Immer mit der Region! Das ist keine Erfindung von mir. Es ist einfach – und richtig. Wir haben hier so viele gute Produzenten, warum soll ich da jede Zwiebel vom Pariser Grossmarkt kommen lassen? Allein für das Fleisch habe ich drei Metzger hier aus der Region.“

Da muss die Frage gestattet sein: „Welche?“

„In Unterägeri die Metzgerei Villiger, die schlachtet noch selber. In Schwyz den Traiteur Reichmuth in der Herrengasse, der hat einen Speck und eine Blutwurst wie ich es mag. Und in Muotathal die Metzgerei Heinzer. Von der waren die Rindsschulter und der Rindsrücken, die Sie heute gegessen haben.“

Wieso muss man in die Spitzengastronomie gehen, um die Vorzüge der regionalen Erzeuger geniessen zu können? „Tja“, sagt er, und sein Gesicht wird ernst, „das Einkaufen bei den Erzeugern braucht Zeit. Auf der Haggenegg macht zum Beispiel eine Frau einen Geissenkäse, der ist fantastisch. Aber sie kommt damit nicht jedes Mal ins Tal. Da muss man manchmal auch zu ihr hinauf. Das machen nur wenige. Weil es Zeit braucht und man es nicht einfach am Telefon bestellen kann.“

Es sollte ein Schwyzer einen Transportservice entwickeln, der bei den guten heimischen Erzeugern die Waren abholt und sie zu den Interessenten bringt. So wie es der Rungis-Express tut, der die Köstlichkeiten vom Pariser Grossmarkt zu den Gastronomen in ganz Europa fährt.

Bis diese Geschäftsidee realisiert ist, sei allen, die eine gewisse Ehrfurcht vor einem „Zwei Sterne“-Restaurant haben, ein Hinweis darauf gegeben, was Franz Wigets meint, wenn er sagt: „Keine Zukunft ohne Herkunft“. Der „Koch des Jahres“ hat sich nicht in seinen Preisen niedergeschlagen! „Wir haben genau die gleichen Menüpreise wie vorher“, sagt er und lacht wieder sein gütig-herzliches Lachen.

Wer's noch nicht am eigenen Leibe erfahren hat, sollte es ausprobieren: Es ist mehr als schön, bei ihm und seiner bezaubernden Ehefrau Ruth zu Gast zu sein, dabei den Blick über die weiten Matten hoch über Steinen schweifen zu lassen und sich unterm Herrgottswinkel sitzend, die

köstlichen Kreationen seiner regional gefärbten *Haute Cuisine* auf der Zunge zergehen zu lassen.

Als kleiner Tipp sei dabei Folgendes empfohlen: Sagen Sie den sehr diskret von Ruth Wiget geführten Damen des Services, wie viele Gänge Sie sich wünschen – und überlassen Sie dem Meister die Zusammenstellung der Gerichte. Ihre Sinne werden kleine Freudentänze veranstalten. Denn er liebt es, seine Gäste kulinarisch zu verführen.

Deshalb gilt: So wie nicht jeder Tag Weihnachten ist, so sollte man sich und seiner Seele zu besonderen Anlässen eine kulinarische Behandlung bei den beiden Wigets angedeihen lassen. Das ist ein Erlebnis – bei dem selbst kleine Details seiner Kompositionen im Geschmacksgedächtnis haften bleiben können. Zum Beispiel sein Gummelstunggis. Einzigartig. 🍷



DER WEG IST SEIN ZIEL

DER WEGCHEF DER GROSSEN MYTHEN
ÜBER DIE ARBEIT SEINER GRUPPE UND
WORAUF WANDERER ACHTEN SOLLEN

von Andreas Lukoschik

Eigentlich wollten die „Mythenfreunde“ „niemals irgendjemandem die Ehrenmitgliedschaft verleihen“. Bei Jürg Lacher machten sie dann doch eine Ausnahme. Mit gutem Gewissen. Ein Gespräch mit ihm über seine Arbeit.

„Der Weg auf die Mythen ist nicht ungefährlich“, sagt Jürg Lacher in ruhigem Tonfall und wählt dabei seine Worte bedächtig. Angst will er keine machen, wohl aber zur Achtsamkeit anregen. Das gelingt ihm mühelos. Nicht nur, weil er es sympathisch macht, sondern auch, weil man sofort spürt, dass hier einer weiss, wovon er spricht.

Als Wegchef der „Mythenfreunde“ ist er für den Grossen Mythen zuständig. Und das seit Jahren. „Als ich in der Weggruppe anfang“, spricht er in seiner ruhigen Art weiter, „waren auf dem gesamten Weg zur Spitze zwölf verschiedene Materialien verbaut, die im Laufe der Jahre gestiftet worden waren. Aber der Weg war dadurch weder in einem besonders schönen noch in einem besonders guten Zustand.“

Eines Tages flatterte unserem Präsidenten der Brief eines Wanderers auf den Schreibtisch, in dem er am Zustand des Weges Kritik übte. Sie war nicht ganz unberechtigt. Deshalb sind wir

damals alle in uns gegangen und haben uns gefragt, was wir ändern könnten. Verdankenswerterweise ermöglichte uns dieser Wanderer einen namhaften Zuschuss einer Stiftung, in deren Vorstand er war und so konnten wir mit dem, was die ‘Mythenfreunde’ in der Vereinskasse an Beiträgen gespart hatten plus seinem Geld und viel freiwilliger Arbeit den Weg gründlich sanieren.“

Seitdem dienen mehr als 1000 Meter Kette aus rostfreiem Chromstahl der Wegsicherung an besonders kritischen Stellen. Gehalten werden sie durch stählerne Pfosten, die gut einen Meter tief in den Fels reichen und dort mit Klebedübeln verankert sind. So bieten sie sicheren Halt – für die Kette und die Wanderer.

Doch die Arbeit des Wegchefs war mit der einmaligen Grundsanierung keineswegs abgeschlossen. Im Gegenteil: Sie war die Basis, auf der er aufbauen konnte. Er muss auch weiterhin immer bereit sein, einzuspringen, wenn der Weg ihn braucht.

Am Ende der Schneeschmelze – und damit zu Beginn jeder Wandersaison – geht Jürg Lacher zunächst einmal allein den Weg hinauf. Teilweise über vereiste Partien und schaut, was in diesem Jahr „gemacht“ werden muss. Das setzt der gelernte Maurer und Bauleiter dann mit seiner Weggruppe um.

Dabei kann man auch schon mal sehen, wie er Stufen einsetzt und mit der Wasserwaage einrichtet. Das mag manchem übertrieben erscheinen, doch Lacher sagt: „Sehen Sie, der Weg ist sehr kiesig. Da werden viele Steine bei einem Gewitter weggeschwemmt.“





Das können sie sich vorstellen wie bei einem Bachbett. Die Schwellen sind dann so etwas wie eine Verbauung oder kleine Staustufen, an denen der weggeschwemmte Kies aufgefangen wird. Deshalb müssen diese Stufen mit der nötigen Sorgfalt eingerichtet werden. Ausserdem fühlt sich der Wanderer sicherer, wenn er sieht, dass auf einem Wanderweg alles in Ordnung gehalten ist.“

Und Wanderer gibt es viele, die den grossen Mythen erwandern. Gegen 30'000 Männlein, Weiblein und Kinder wandern pro Saison den Berg hinauf. An manchen Tagen wirkt es wie eine Ameisenstrasse. Mit Gegenverkehr. Wobei wir wieder bei Jürg Lachers Wissen darüber sind, worauf der Wanderer achten sollte:

„Schuhwerk, das einem Halt gibt, ist wichtig. Das können auch Turnschuhe sein, aber sie müssen dem Fuss Halt geben. Dann sollte man immer auf der Bergseite des Weges gehen, nicht am Rand. Zum einen kann man am Rand leicht Steine lockern und lostreten, die dann nach unten auf tiefer gelegene Wege fallen, wo andere Wanderer unterwegs sind.

Zum anderen kann man Steinen, die von oben kommen, am Rand nicht gut ausweichen. An der Bergseite schon. Steinschlag hört man nämlich kommen. Deshalb sollte man beim Wandern auch nicht mit Kopfhörern unterwegs sein. Kommen Steine, sollte man sich an den Berg ducken. Dann springen sie meist über einen hinweg.“

Und noch einen guten Rat gibt der wegekundige Mytho-Loge zum besten: „Bei der Kehre 29 sollte man die letzte Rast auf der schönen Steinbank machen. Denn danach steht der Fels über einem senkrecht und man hört keinen Steinschlag mehr. Da fallen die Steine einfach auf den Weg herab. Das passiert immer wieder. Deswegen sollte man nach der Kurve 30 keine Rast mehr einlegen, sondern gleichmässig bis zum Mythenhaus durchwandern. Dann schmeckt dort die Erfrischung auch besser.“

All das hört sich spektakulär an, und mancher mag es zuerst gar nicht glauben, doch sprechen drei Gründe dafür, Jürg Lachers Worte ernst zu nehmen. Zum einen besteht der grosse Mythen aus Kalkstein, der eher bröckelig und porös ist. Zum anderen hält der Wegchef mit seiner Gruppe diesen Weg seit mehr als zehn Jahren in Schuss. Er kennt ihn deshalb in- und auswendig. Drittens ist es das Ziel der „Mythenfreunde“, möglichst vielen Wanderern den Weg

zum Mythenhaus hinauf zu ermöglichen. Denn aus ihren Vereinsbeiträgen und dem Mietzins des Mythenhauses bestreiten sie die Mittel, mit denen sie den Weg in Schuss halten.

Das ist nicht immer einfach. Da können schon mal – wie kürzlich geschehen – zwölf Kubikmeter Geschiebe den Weg versperren. Dann muss der ganze Berg gesperrt werden und der Wegchef mit Kollegen die zwölf Kubikmeter von Hand (!) den Berg hinunterschaufeln. Findet das an einer der steilen Stellen statt, dort, wo sich der Weg an derselben Stelle nur in den Kurven weiter unten talwärts zieht, kann es sein, dass sie das Geschiebe mehrmals auf ihre Schaufel nehmen müssen.

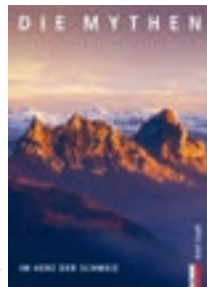
Wenn man das hört, sollte man nicht vergessen, dass die Weggruppe all das freiwillig und in ehrenamtlicher Arbeit tut! Vor dieser Leistung kann man den Wandererhut gar nicht tief genug ziehen und „Danke!“ sagen.

So sind sie, die Schwyzer: Wenn sie etwas machen, dann machen sie es richtig. Und mit Freude. Und so sagt Jürg Lacher: „Es macht Freude, wenn ich mit meiner Gruppe – wir sind sieben Mann – dort oben arbeiten kann. Am liebsten natürlich bei schönem Wetter, aber manchmal müssen wir auch raus, wenn es kalt ist und nass. Was hilft es. Wir müssen es tun. Deshalb ist die Kameradschaft unter uns in der Weggruppe ein schönes Erlebnis – und macht die Arbeit leichter.“

Den Weg auf den Grossen Mythen und die Kameradschaft pflegen die „Mythenfreunde“ übrigens schon sehr lange. In diesem Jahr schauen sie auf 150 Jahre Geschichte zurück. Und nicht nur das. Wie immer, schauen sie dabei auch nach vorn. Auf neue Herausforderungen. Und nach oben. Zu ihren Mythen. 🍷

Wer zu den Mythen mehr erfahren will, dem sei das Buch „DIE MYTHEN – IM HERZEN DER SCHWEIZ“ empfohlen. Herausgeber ist Emil Zopfi, erschienen ist der Band im AS Verlag, Zürich.

Über dieses Buch sagt Jürg Lacher: „Da ist alles gut dokumentiert und schön kurz beschrieben.“





KANTONESISCHES

HEREVOGEL

SCHWYZER HABEN
EINEN VOGEL
– ALS BEZEICHNUNG FÜR
ANDERE ZEITGENOSSEN

von Nathalie Henseler



Die Schwyzer sind gern mit Spässen bei der Hand, wenn es darum geht, die Obrigkeit zu verunglimpfen. So liegt es auf der Hand, dass auch die geistliche Obrigkeit nicht ungeschoren davonkommt.

Zum Beispiel dann, wenn sie die – früher in grösserer Anzahl durch die Gassen flanierenden – geistlichen Herren in ihrer schwarzen Soutane als *Herevogel* bezeichnen. Klar, mag sich mancher denken, dass damit eine Parallele zum schlaun und doch bescheiden wirkenden Raben gezogen werden sollte.

Das ist nicht ganz richtig: Mit *Herevogel* wird der Eichelhäher bezeichnet. Der zählt zwar, wie die Ornithologen sagen, zu den Rabenvögeln, ist aber kein Rabe. Der ständig umherhüpfende, hell rötlichbraun gefiederte Vogel, mit blau-schwarzer Flügelzeichnung, muss mit seinem rätschenden Gesang die Schwyzer einst offenbar derartig genervt haben, dass sie ihm *Herevogel* sagten – womit sie ihn natürlich nicht weniger als sein menschliches *alter ego* beleidigen wollten.

Denn bestimmte Herren, einerlei welcher Herkunft oder Kaste, nerven die Schwyzer Nicht-Herren seit Jahrhunderten mindestens genauso nachhaltig wie der rätschende Federfreund. Anders ist beispielsweise das unlängst geschehene Aufstellen eines Gessler-Hutes im Zuge der Moorschutz-Diskussion im Hochmoor zu Rothenthurm nicht zu erklären.

Zurück zu unserem Vogel: Man kröche auf den volksetymologischen Leim, liesse man die vermeintliche Bedeutungserklärung einfach so stehen. Denn der Name *Herevogel* hat mit irgendwelchen *Herren*, und den geistlichen Herren im Besonderen, absolut nichts zu tun.

Im Gegenteil, harmloser ist ´s kaum möglich: Der Name ist aus zwei Teilen zusammengesetzt: Aus *Heher* und aus *Vogel*. Das aus dem Mittelhochdeutschen stammende Wort *hëher* (mit althochdeutsch *hehara* als Wurzel) bedeutet nichts anderes als *Vogel*. Der *Herevogel* ist also der *Vogel-Vogel*.

Die Bezeichnung Eichelhäher, also Eichelvogel, ist deshalb umso treffender, als er im Herbst fleissig Eicheln und Nüsse als Wintervorräte versteckt. Die findet er jedoch in der kalten Jahreszeit nicht alle wieder. So trägt er dazu bei, dass Eichen und Nussbäume nachwachsen. Man darf sich nun ruhig die Frage stellen, für wen der beiden Genarrten die Bezeichnung wohl die grössere Beleidigung ist – für den Eichelhäher oder die Geistlichkeit? ☹

„MAN SITZT SCHNELL ZWISCHEN DEN STÜHLEN“

DER NEUE INTEGRATIONS-
BEAUFTRAGTE DES KANTONS
ÜBER SEINE ARBEIT FÜR DAS
INTERNATIONALE ROTE KREUZ
IN AFGHANISTAN

von *Andreas Lukoschik*

Markus Cott war zwölf Jahre lang für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) in vielen Krisengebieten der Erde stationiert. Davon dreimal in Afghanistan. Zuletzt von 2009 bis 2012 als stellvertretender Delegationsleiter. Seit Ende 2012 ist er Integrationsbeauftragter des Kantons und damit neu in Schwyz. Ein Anlass, ihn als Augenzeugen über seine Erfahrungen in Afghanistan – das die meisten Menschen nur aus den Nachrichten kennen – und über seine Aufgabe im Kanton zu befragen.

? Herr Cott, hat sich Afghanistan in der Zeit, in der sie die Entwicklung in diesem Land aus nächster Nähe erlebt haben, zu seinem Vorteil verändert?

! Zur Taliban-Zeit hatte man den Eindruck, man sei auf einem anderen Planeten gelandet. Sehr isoliert ging es da zu. Damals gab es in Kabul vielleicht eine halbe Million Menschen. Heute rechnet man mit 5 Millionen. Viele sind aus Pakistan und

dem Iran zurückgekehrt. Und viele vom Land in die Stadt gezogen, weil es in Kabul durch das Militär, die Internationalen Organisationen, die Botschaften viel Arbeit gibt.

Unter dem Talibanregime pflegte Afghanistan gerade mal mit drei Ländern diplomatische Beziehungen. Kabul ist also eine riesige Grossstadt – allerdings mit einer Infrastruktur, die völlig überfordert ist. Viele Strassen verdienen diesen Namen nicht. Und das Elektrizitätsnetz funktioniert zwar meistens – aber nicht immer. Dennoch hat sich ein Mobilfunknetz etabliert, mit dem man auch im hintersten Dorf Empfang hat.

All das hat das Leben der Menschen stark verändert. Nicht nur im praktischen Alltag. Auch im traditionellen Lebenswandel in den Dörfern. Da sind ganz neue Bedürfnisse entstanden, weil inzwischen viele Afghanen verstehen, was ein modernes Leben ist. Die Folge: Sie wollen nicht mehr die harte Arbeit des Bergbauern machen, sondern wollen Jobs in den Städten.

Man kann sagen: Afghanistan ist eine vielseitigere Gesellschaft geworden, als sie es noch vor zehn, fünfzehn Jahren war.

? Stichwort 'Pressefreiheit'. Gibt es so etwas in Afghanistan?

! Es gibt eine Pressefreiheit, dank derer sich Journalisten durchaus kritisch gegenüber dem Staat äussern können. Ob davon immer Gebrauch gemacht wird, wird die Zeit zeigen.



Bei den Afghanen ist mir aufgefallen, dass sie ein sehr starkes politisches Bewusstsein haben. Damit meine ich nicht Funktionsträger oder Intellektuelle, sondern den normalen Afghanen. Er weiss grundsätzlich sehr genau, was um ihn herum abläuft. Allerdings haben viele inzwischen den Überblick verloren, wer gerade mit wem zu welchem Zweck und welchem Geschäft eine Koalition bildet.

? Sollten das nicht die grossen Ratsversammlungen – die Loja Dschirgas – verhindern?

! Allgemein war die Bevölkerung diesen Loja Dschirgas skeptisch gegenüber. Weil sie das Gefühl hatte 'Hier werden unsere Ältesten für einen bestimmten Zweck instrumentalisiert' – für die Interessen des Präsidenten Hamid Karzai oder amerikanische Interessen oder vielleicht ganz andere Interessen.

Sie dürfen ja nicht vergessen, dass in diesem Land cirka 45 Staaten mit ihren Armeen präsent sind – allen voran die Amerikaner, Briten, Franzosen und Deutschen. Dazu kommen die Interessen der Länder in der Region: Pakistan, Indien und Iran, um nur die wichtigsten zu nennen.

Nicht zu vergessen die Chinesen mit ihren Interessen an Rohstoffen und neuen Märkten, wobei deren Ansatz eher pragmatisch auf die Wirtschaft ausgerichtet ist und die Beziehungen nicht mit ideologischen Überbauungen kompliziert.

? Was auch die Amerikaner wollen – wirtschaftliche Beziehungen. Oder?

! In jedem Fall ist ganz gewiss, dass mit der Intervention der Armeen Massen von Geld ins Land gekommen sind. Und damit der Kampf um das grosse Geld ausgebrochen ist.

Als ich noch in der Schweiz war, habe ich in tausend Franken gedacht. Bei späteren Einsätzen dann in Millionen. In Afghanistan aber waren es Milliarden. Nicht, dass wir solche Summen beim IKRK zur Verfügung hätten. Keineswegs. Aber das sind die Beträge, um die es dort in der Politik geht. Das sind enorme Dimensionen. Ich glaube, der Einsatz eines einzigen amerikanischen GI in Afghanistan kostet im Jahr 1 Million Dollar. Ein einzelner Soldat. Wissen Sie, wie viele dort stationiert sind?

? Aus den Nachrichten der abendlichen Tagesschau hat man den Eindruck, dass dort ein bisschen 'Wilder Osten' herrscht. Jeder ist bewaffnet und kann von der Waffe Gebrauch machen. Ist das so oder trägt der Eindruck?

! Vor allem in der Kultur der Pashtunen ist fest verankert, dass ein freier Mann eine Waffe trägt. Da sind sie uns Schweizern ziemlich ähnlich. Als Schweizer Soldat hat man ja auch seine Waffe zuhause.



Was den Afghani mit dem Schweizer verbindet – und vom Amerikaner unterscheidet

In der Alten Eidgenossenschaft griffen die Männer allerdings erst durch den Auftrag ihrer Landsgemeinde zur Waffe, um die Gemeinschaft zu verteidigen. Das Schweizer Gewehr dient also nicht

der individuellen Selbstverteidigung, sondern dem Schutz der Gemeinschaft.

Ursprünglich war das auch in Afghanistan so. Da entsprach der Landsgemeinde die Loja Dschirga, also der Ältestenrat, der den Kriegern einen Auftrag zum Einsatz der Waffen erteilte. Das ist ein deutlicher Unterschied zum Waffenverständnis der Amerikaner. Da dient eine Waffe hauptsächlich der individuellen Selbstverteidigung.

? Und halten sich die Afghanen bis heute ans traditionelle Waffenverständnis?

! Da ist im Laufe der vielen Jahre kriegerischer Konflikte einiges aus der früher fest gefügten Form in Bewegung und sogar durcheinander geraten, was zu vielerlei gewalttätigen Auseinandersetzungen geführt hat und führt.

Diese Veränderung hat auch etwas mit dem afghanischen Rechtssystem zu tun. Das besteht aus drei Elementen: einem staatlich modernen Recht, das nach europäischem Vorbild als geschriebenes Gesetz besteht. Das gehört sozusagen dem zentralistischen Staat.

Dann gibt es das sehr stark von der Gemeinschaft – also den Familien und Clans – geprägte traditionelle Recht, das eine starke Bedeutung im Alltagsleben hat, weil die wirtschaftliche Abhängigkeit des Einzelnen von einer Grossfamilie sehr wichtig ist. Gerade diese tradierten Gesetze verhindern meistens, dass jemand mit der Waffe auf einen anderen losgeht. Nicht so sehr, weil er deswegen von der Polizei verhaftet würde, sondern weil er damit einen Konflikt mit einem andern Clan heraufbeschwören würde.

Und als Drittes kommt das islamische Recht dazu, dem die Taliban mit einem – ich möchte mal sagen – sehr ‘direkten’ Rechtsverständnis zur Anwendung verhelfen.

Wenn also ein Afghane den Eindruck hat, dass der Staat nicht wirklich Recht spricht, dann wendet er sich einem der beiden anderen Rechtssysteme zu. Was die Taliban oftmals zu ihrem Vorteil nutzen. Gerade in ländlichen Gegenden kommt das gut an, weil man dafür nicht viel Geld braucht, besonders dann nicht, wenn man das staatliche Rechtssystem als korrupt betrachtet. Und: Man bekommt schnell ein klares Urteil.

All das ist – von aussen betrachtet – sehr schwierig zu verstehen, während es für den Afghanen alltägliche Realität ist, mit diesen drei Rechtssystemen zu jonglieren. Dass diese verschiedenen Rechtssysteme noch nicht organisch ineinander überfliessen, ist ein Aspekt des langjährigen Konfliktes.

Das konkrete Leben als IKRK-Mann

? Lassen Sie uns zu Ihrem alltäglichen Leben kommen. Wie ging es da zu? Wie haben sie zum Beispiel gewohnt?

! Kabul liegt auf 1800 m Höhe, da sind die Winter ziemlich kalt. Eine Zentralheizung gibt es nicht. Wenn man morgens aus dem Bett kommend wenigstens eine warme Dusche nehmen möchte, die aber kein warmes Wasser hat, weil mal wieder der Strom ausgefallen ist, dann vermisst man die moderne Schweiz schon etwas.

Das ist natürlich nur eine Kleinigkeit, aber so etwas macht das ohnehin schwierige Arbeiten in einem solchen Krisengebiet nicht unbedingt einfacher. Da muss man manchmal mehr als die Zähne zusammenbeissen.

Was mir zum Beispiel in Kabul sehr gefehlt hat, war die gute Luft der Schweiz. Über der afghanischen Hauptstadt hängt ständig eine Glocke aus dickem Smog und macht das Atmen mühsam. Es wird gerade im Winter alles verbrannt, was heizt. Und weil Holz zu teuer ist, wird auch Plastik und Müll verbrannt. Hinzu kommen die mit Diesel angetriebenen Generatoren, die viele Haushalte für die Stromversorgung haben. Aus all dem setzt sich der Smog zusammen und nimmt einem bei Föhn die Luft.

? In was für Behausungen mussten Sie denn da leben?

! Wir bekommen vom IKRK schon ausgewählt sichere Häuser, die das IKRK seit inzwischen 25 Jahren bewohnt. Sie sind meist in Quartieren, in denen auch die Angestellten der Botschaften wohnen. Es ist also – im Vergleich zu der einheimischen Bevölkerung – durchaus ein privilegiertes Leben. Doch wenn man diese Wohnungen mit den Sicherheitsvorkehrungen der Amerikaner vergleicht, dann haben wir sehr 'frei' gelebt.

Womit man bei einer wichtigen Frage ist: Sollen wir uns bei der Ausübung unserer Arbeit von unserem Sicherheitsbedürfnis einschränken lassen? Und wenn ja, wie weit? Oder verlieren wir dadurch nicht vielfach das Gespür für die Menschen, denen wir helfen sollen – und wollen?

? Das kann sicherlich nicht jeder Mitarbeiter für sich selbst entscheiden?

! Nein, das wird von der Institution entschieden. Aber hier muss ich sagen, dass sich viele internationale Organisationen – auch humanitäre – häufig von Zwischenfällen 'abschrecken' und einschüchtern lassen.

Ein Beispiel: Ein Mitarbeiter von mir wurde in Pakistan entführt und einige Monate später tot aufgefunden. So etwas ist ein Schock. Nicht nur für uns, die wir dort gearbeitet haben, sondern auch für die Institution.

Ein anderes Mal hatte ich die Aufgabe, die nötigen Fäden zu ziehen, um die Freilassung zweier Kollegen zu ermöglichen, die zuvor entführt worden waren.

In solchen Situationen muss man sich schon die Frage stellen: Hat man sich etwas blauäugig in Gefahr begeben? Oder konnte man der Gewalt nicht ausweichen? Oder waren wir einfach 'out of touch' mit der Realität? Diese Frage nach Distanz und Risikonähe ist zentral – und generell schwierig zu

beantworten. Immer nur konkret. Aber in jedem Fall ist sie schwierig.

? Gehört nicht Vertrauen generell zu jeder Form der Zusammenarbeit? Sonst müsste man wohl eher von vornherein zuhause bleiben?

! Vertrauen muss man sich in den meisten Fällen des Lebens zuerst einmal erarbeiten. Und dann immer wieder durch Zuverlässigkeit bestätigen. Aber wie wollen Sie zuverlässig auf einen anderen wirken, wenn Sie – wie eben beschrieben – zum Beispiel die komplexen Rechts- und Machtstrukturen eines Landes nicht verstehen? Da können Verständnisschwierigkeiten leicht als Unwillen interpretiert werden. Und leicht kann sich daran eine Kette von Missverständnissen anschliessen, die dann Entführungen und andere Gewalt nach sich ziehen.

Andererseits ist es auch nicht die Aufgabe einer humanitären Organisation politische Analysen anzustellen, sonst kommen sie schnell in den Verdacht eine andere Agenda als eine humanitäre zu haben.

Wir westlichen Menschen denken meist in binären Kategorien – also Freund-Feind. Aber in einem komplexen Konflikt wie in Afghanistan, wo man gar nicht so genau weiss, wer ab und zu gegen wen kämpft, wer weshalb umgebracht wurde und welche Interessengruppen bei diesem Anschlag mitgespielt haben, da funktionieren solche binäre Kategorien nicht mehr. Da sitzt man schnell zwischen den Stühlen. Womit wir wieder bei der Frage von 'Nähe und Distanz' sind. Zumal man – in der Aussenwahrnehmung der Afghani – immer selbst Akteur ist.

? Und schnell zur 'anderen Seite' dazugerechnet wird?

! Das kann leicht passieren. Mir haben zum Beispiel afghanische Freunde gesagt, dass sie sich nicht vorstellen können, dass ein Ausländer in Afghanistan tätig ist – ohne wirtschaftliche Interessen zu verfolgen.

? Humanitäre Motive sind in dieser Vorstellungswelt nicht vorgesehen?

! Das ist nicht so vordergründig zu beantworten! Der Muslim gibt den Zehnten für wohltätige Zwecke ab. Also zum Beispiel für Witwen und Waisen.

Das sind durchaus 'humanitäre Motive'. Aber das ist nicht isoliert zu betrachten, sondern gehört zum guten Ton eines Geschäftsmannes. Das tut 'man' einfach, sonst wird man als Teilnehmer am Geschäftsleben nicht ernst genommen.

Und so vermuteten auch diese Freunde, dass wir unsere Arbeit nicht uneigennützig machten, sondern ein verstecktes Profitinteresse der eigentliche Grund für unser Engagement war.

Man muss sich der eigenen Motivation selber sehr bewusst sein – sonst wird man entlarvt. Hannah Arendt hatte recht, als sie sagte, dass es schlimmer ist, sich selber anzulügen als andere zu belügen. Und nicht umsonst ist Selbsterkenntnis ein zentrales Motiv griechischer Philosophie, die orientalische Kulturen einige Jahrhunderte vor uns aufgesaugt haben.

Was passiert nach dem Abzug der ausländischen Armeen?

? In westlichen Medien hört man immer wieder, der Abzug der ausländischen Armeen aus Afghanistan lasse ein Vakuum entstehen, das die Taliban oder andere Machtgruppierungen ausfüllen würden. Wie sehen Sie das aus Ihrer langjährigen Erfahrung mit diesem Land?

! Natürlich weiss ich nicht, was passieren wird. Aber wenn man diesen Gedanken aufgreift, dann muss man zunächst doch eines bedenken: Ein Va-

kuum kann nur entstehen, wenn die abziehenden Armeen vorher *tatsächlich* einen Platz im politischen Leben besetzt gehabt haben. Aber vielleicht war das gar nicht so und sie wurden die ganze Zeit nur von afghanischen Politikern, von Clanchefs oder den Kommandanten einzelner Provinzen, für deren Interessen benutzt?



? Halten Sie ein solches Delegieren von „Gewaltanwendung“ an ausländische Armeen für wahrscheinlich?

! Bis zu einem gewissen Grad: Ja.

? Also entsteht ein Machtvakuum beim Abzug?

! In jedem Fall hat derjenige, der von den Armeen unterstützt wurde, danach grössere Schwierigkeiten sich behaupten zu können. Natürlich.

Viele finanzielle Mittel entschwanden durch den Abzug natürlich auch. Das bedeutet, dass nicht mehr so viel Geld gemacht werden kann. Es gibt in Afghanistan Leute, die in einem relativ kurzen Zeitraum von zehn bis fünfzehn Jahren zu Milliardären geworden sind – obwohl sie vorher nichts hatten.

Einer der reichsten Männer Afghanistans, ein junger Geschäftsmann von knapp dreissig Jahren, hat vor zwölf Jahren angefangen, indem er CDs und DVDs in einem Militärcamp der Amerikaner verkaufte. Dadurch kam er an die richtigen Kontakte und verschaffte sich immer mehr Aufträge, bis er die grossen Verträge für den Im- und Export von Treibstoff besass. Dieser Mann hatte natürlich auch Glück, aber bei den jungen Afghanen wird er als einer angesehen, der es durch Geschick und Intelligenz zu etwas gebracht hat.

Aber um auf Ihre Frage zurück zu kommen: Nach dem Abzug der Armeen werden die Karten neu gemischt. Das ist gewiss.

? Ist ein Bürgerkrieg wahrscheinlich?

! Dabei wird entscheidend sein, ob die Menschen den Eindruck bekommen, dass tatsächlich ein

Vakuum entsteht. Zum Beispiel, weil die Polizei nicht mehr richtig unter Kontrolle ist. Oder die afghanische Armee nicht mehr richtig durchgreifen kann. Es gibt Leute aus ärmeren Schichten, die darauf warten, dass Chaos ausbricht und eine neue Plünderungswelle ausbricht, weil sie die letzte Welle verpasst haben und sich nicht bereichern konnten.



Der Arbeitsethos

? Wenn ein Land neu aufgebaut werden muss, stellt sich immer die Frage nach dem Arbeitsethos der Menschen. Wie sieht es damit in Afghanistan aus?

! Allgemein haben die Afghanen ein ziemlich grosses Pflichtbewusstsein. *Wazifa* ist das persische Wort dafür und heisst gleichzeitig ein Amt inne haben, Aufgabe und Pflicht. Wenn einem Afghanen eine Aufgabe übertragen wird – als Polizist, als Beamter oder was auch immer, dann hat er einen grossen Respekt vor dieser Aufgabe. Es ist also nicht so, dass ein Afghane, bloss weil

er eine Uniform anhat, annimmt, er könne sich gebärden wie er wolle.

Hinzu kommt, dass dieser Staat sehr zentralistisch geführt wird, weshalb es Dutzende von Unterschriften braucht, bis etwas entschieden wird. Das bedeutet: Es werden fast alle wichtigen Entscheidungen nach oben zu den Chefs delegiert. Das hat auch etwas mit dem Korruptionsverdacht zu tun. Niemand will auch nur den leisesten Verdachtsmoment für Korruptionen liefern.

? Wie gross war Ihre Delegation?

! Wir hatten rund 150 internationale Mitarbeiter, aus über 40 verschiedenen Ländern, und etwa 1600 afghanische Angestellte.

Die Rückkehr

? Wie war es nach zwölf Jahren Arbeit in Ländern, die von Bürgerkriegen, Unsicherheit und teilweise sogar Heckenschützen geprägt waren, wieder in die Schweiz zu kommen?

! Es gibt nur in wenigen Ländern der Erde die Annehmlichkeiten, die in der Schweiz selbstverständlich sind. Vom öffentlichen Verkehr über die ständige Verfügbarkeit von Strom bis zum guten Wasser, das man aus der Leitung trinken kann.

Ich will auch gerne zugeben, dass sich bei mir eine gewisse Dankbarkeit einstellt, hier in einem sicheren Staat leben zu dürfen, in dem man nicht gewissen Beliebigkeiten von Leuten ausgeliefert ist, die gerade an den Hebeln der Macht sitzen. Das kann man wirklich nicht hoch genug schätzen. Und besonders geniesse ich, dass die Menschen, denen ich hier in Schwyz auf den Strassen oder beim Einkaufen begegne, eine gemütliche Freundlichkeit an den Tag legen. Das ist eine sehr schöne Erfahrung.

? Sie haben vor Ihrem IKRK-Einsatz Theologie studiert.

! Ja, bis zum Diplom und dann noch zwei Jahre Religionswissenschaften in Paris.

? Hat Ihnen dieses tiefe Wissen über unsere vom Christentum geprägte, westliche Kultur in der Begegnung mit den Ländern, in denen sie waren, geholfen?

! Meine Erfahrungen mit meinen eigenen Wurzeln haben mir oftmals geholfen, das Leben der Menschen in ganz anderen Kulturen zu verstehen. Deshalb würde ich sagen: 'Ja!' ich habe für andere Kulturen Verständnis aufbringen können, weil ich meine eigenen Wurzeln kenne.

Ich denke das ist wichtig, besonders wenn man an seine Schulzeit zurückdenkt, in der man manchmal nicht einsah, warum man das eine oder andere lernen musste. Generell bin ich aber nicht der Meinung, dass man religiös sein muss, um das religiöse Bewusstsein anderer zu respektieren.

? Wie fließt all das, was Sie in Ihrem Studium gelernt und in Ihren weltbereisenden Wanderjahren für das IKRK erfah-

ren haben, in ihre jetzige Aufgabe als Integrationsbeauftragter des Kantons Schwyz ein?

! Ich war in der Zeit zwischen meinem Theologiestudium und der Zeit für das IKRK drei Jahre als Pastoralassistent tätig, wo ich vielerlei koordinieren musste – also Managementaufgaben erlernte – aber auch Predigten halten musste, an der Schule unterrichtete, mit Jugendlichen zusammenarbeitete. Im Grunde genommen geht es dabei um Ähnliches: Wie kann man eine Vision – die im Pastoralbereich eine Religiöse ist – in die Alltagssprache so übersetzen, dass es für die Zuhörer Sinn macht.

Dasselbe passiert jetzt hier: Der Gesetzgeber hatte mit einem neuen Ausländergesetz eine Vision, dass man Ausländer integrieren will. Und das Volk hat darüber positiv abgestimmt. Wie transformiert man also diesen politischen Willen in konkrete Handlungen, die für die Menschen Sinn machen? Darum geht's bei meiner neuen Aufgabe.

Für meine Arbeit als Integrationsbeauftragter ist zweifelsfrei hilfreich, dass ich mich in vielen Ländern, in denen ich gelebt habe, zunächst auch erst einmal als Ausländer gefühlt habe. Ich weiss also, wie sich diese Situation anfühlt und was man unternehmen muss, um in eine neue Kultur hineinzuwachsen. Ich kann auch die Anstrengungen einschätzen, die man unternehmen muss, um sich hier in die Gemeinschaft der Schwyzer zu integrieren.

Dabei ist das ein wechselseitiger Prozess: Es ist eine Holschuld auf der Seite des Ausländers, weil er sich anstrengen muss, die Akzeptanz in der neuen Gemeinschaft zu erwerben. Es ist aber auch eine Bringschuld der Gemeinschaft. Denn es wird immer gerne gesagt, dass sich der Ausländer an die Gepflogenheiten und Regeln der Schweiz anpassen müsse. Nur sagt niemand ganz klar, welche Regeln das sind. Hier herrscht ein gewisser Klärungsbedarf. Und ich kann nur alle gerne dazu einladen, sich dazu Gedanken zu machen – und sie in konkreten Formulierungen auszudrücken. 🇨🇭



*Sozialpädagogin Katrin
mit den Augen eines der
Bewohner aus dem
Hause Ingenbohl ...*

DIE ENT- DECKUNG DER LANG- SAM- KEIT

Katrin Baumann
(Sozialpädagogin und
Wohngruppenleiterin):

„Bei uns in Höchenen sehen wir bei der Arbeit nicht die Diagnose, sondern den Menschen. Das wichtigste ist für mich, diesen Menschen kennenzulernen und einen echten Kontakt zu ihm aufzubauen. Dazu muss man Zeit haben, um sich auf die Person einzulassen und sich mit ihr zu befassen. Wie mit jedem anderen auch.

Ich hätte wohl eher Probleme in einer Bank zu arbeiten als mit unseren Bewohnern. Unsere Klienten sind sehr offen und das erfordert auch viel eigene Offenheit.

Einige von ihnen können nicht sprechen. Deshalb muss man bei ihnen viel beobachten. Und intuitiv sein können. Das ist ganz wichtig. Man muss sie mit allen Sinnen erfassen, denn es gibt viel mehr Möglichkeiten zu kommunizieren als nur mit Worten. Die Mimik ist ein sehr direkter Weg zu erkennen, ob jemand Freude hat, verärgert oder traurig ist.

Andere Bewohner, zum Beispiel die mit Trisomie 21, zeigen sehr offen ihre Gefühle – ob Freude, Trauer oder Wut. Das wird manchmal durch Gesten, Mimik oder Laute überlagert, die Aussenstehende erschrecken. Aber das ist nur die Oberfläche. Darunter sind sie sehr ehrlich. Das ist manchmal auch durchaus anstrengend und bringt einen an manchen Tagen an Grenzen, aber oft freut man sich über einen Erfolg. Voraussetzung ist die Offenheit, sich auf das Unbekannte am Gegenüber einzulassen. Das braucht Zeit, Pro-

von Andreas Lukoschik

Der Schriftsteller Tim Krohn thematisiert in seiner Interpretation des „Welttheater“ die Möglichkeiten vorgeburtlicher Gentests und der Konsequenzen daraus (siehe Seite 10).

An dieser Stelle kommen zwei Mitarbeiter aus dem Haus Ingenbohl der „BSZ Stiftung“ (das ist die Stiftung für Menschen mit einer Beeinträchtigung im Kanton Schwyz), in Höchenen zu Wort. Dort leben 16 Klienten mit meist schweren geistigen Beeinträchtigungen und körperlichen Einschränkungen, rund um die Uhr unterstützt von 23 Betreuern.

Um die Privatsphäre der Klienten zu wahren, zeigen wir keine Fotos von den Bewohnern, sondern Zeichnungen, die ein Bewohner vom Team gemacht hat – und die uns in ihrer Ausdrucksstärke und Individualität sehr gefallen haben.

fessionalität und Verlässlichkeit. Dann kann sich Vertrauen aufbauen.

Es ist schön ihre Lebensfreude zu sehen. Und dass man bei unseren Bewohnern immer noch Fähigkeiten entdecken und fördern kann, obwohl es oft nur kleine Schritte sind, bereitet mir Freude. Manchmal entsteht dabei eine schöne Nähe, bei der man in anderen Berufen eher spürt, dass da eine Wand ist.

Wir waren kürzlich einkaufen und da ist mir gesagt worden: 'Also den Job, den Sie da machen, den könnte ich nie machen'. Und da habe ich gesagt: 'Und den Job, den *Sie* machen, könnte *ich* nicht machen!' (*lacht*).

Ich arbeite in diesem Bereich, seit ich 17 Jahre alt bin. Und ich fühle mich wohl dabei. Eigentlich wollte ich Sprachen und Betriebswirtschaft studieren, aber dann habe ich durch eine Kollegin eine Förderschule besucht und gemerkt, dass mir eine solche Arbeit viel mehr entspricht. Jetzt bin ich sehr froh, dass ich diesen Weg gegangen bin.“

Richard Herger (Sozialpädagoge und Leiter)

„Die Beziehung zu unseren Bewohnern hier in der Höchenen in Ingenbohl ist ein gegenseitiger Dialog. Wir wollen nicht immer nur helfen und versuchen, alles hinzugeben. Wir wollen aber immer wieder herausfinden, was können unsere Klienten – und was wollen sie aus eigenem Antrieb bewirken und bewegen.

Wenn es einem zum Beispiel gelingt, einen Bewohner zu einem Schritt zu bewegen, mit dem er etwas Neues erlebt, einen neuen Zugang findet, dann ist das ein tolles Erlebnis. Für ihn – aber auch für mich. Manchmal passiert das sogar gerade dann, wenn man das Gefühl hat: 'Nein, heute geht nichts!'

Und dann auf einmal geht es doch. Ganz von alleine. Dann macht der Klient es von sich aus und man darf dabei sein und schauen, wie er etwas

für sich völlig Neues wagt. Schritt für Schritt. Wie er spürt, dass es gelingt, wie er Zutrauen zu sich fasst und wie er Freude hat, das zu tun.


Das echt und unmittelbar zu erleben, ist, als ob man Zeuge einer Entdeckung wird. Das kann man eigentlich nicht beschreiben. Das macht Freude und gibt schöne und unvergessliche Momente in unserem herausfordernden, erfüllenden Arbeitsalltag.

Aus solchen Erfahrungen ergeben sich neue Momente des Vertrauens, aus denen weitere Schritte erwachsen. All das passiert oft mit grosser emotionaler Intensität, die einen selbst sehr bewegt.

Solche Momente dürfen wir hier immer wieder erleben. Natürlich auch die anderen, wenn es nicht so gut läuft, wenn Niedergeschlagenheit, Traurigkeit und Wut die Emotionen sind, die Klienten bewegen. Dann sind *wir* gefordert, mit unserer Berufserfahrung eine Brücke zu bauen, die es ihnen leichter macht, ein solches Erlebnis zu ertragen.

Natürlich gibt es in der Gruppe Klienten, die einen mehr berühren. Bei anderen gelingt das weniger. Das geht nicht nur mir so, sondern auch den anderen Teammitgliedern. Jeder hat andere Zugänge zu einzelnen Klienten. Dann ist es wichtig, dass wir uns im Team darüber austauschen und auf einer anderen, kollektiven Ebene ein Verstehen entwickeln.

Das ist nicht immer eine intellektueller Prozess, oftmals eher ein Ahnen, ein Spüren, ein Fühlen. Da ist es wichtig, dass das Team als ganzes zusammenspielt, sich ergänzt und sich gegenseitig neue Möglichkeiten eröffnet.

Das heisst nicht, dass wir alle Freunde sein müssen. Aber es sollte zwischenmenschlich stimmig sein. Daran arbeiten wir stetig. Darin liegt viel Kraft. Es ist ein Geben, aber auch etwas geschenkt zu bekommen. Ich möchte keinen anderen Beruf haben. Das Vertrauen, das einem dabei entgegengebracht wird, ist eine schöne Kraft.” 



Claudia



Tobias



Sandra



Gaby

ROCK
REBECCA

Desirée



Katja



Petra



Sandra



*Anna Baumann –
Direktorin des Natur-
und Tierparks Goldau.*

DIE HERRIN DER 1000 TIERE

von Nathalie Henseler

Anna Baumann ist seit November 2008 Direktorin des Natur- und Tierparks Goldau – und ein beachtlicher Gewinn. Was die vielseitige Frau anpackt, geschieht mit Verve und Respekt. Ein Gespräch über Frösche aus dem Aargau, Führungsstil und Morddrohungen.

Grosszügig, modern aber ohne jeglichen Schnickschnack sind die Büroräumlichkeiten des Natur- und Tierparks an der Parkstrasse in Goldau, wo wir uns zum Gespräch treffen. Nur ein Stück alte Seele des ursprünglichen Tierparks hängt noch im Gang, neben dem Aufenthaltsraum: Der alte hölzerne Geschicklichkeitsspielautomat mit Glasfront aus dem Jahr 1928. Er hing jahrzehntelang neben dem Tierparkeingang. In diesen automatisierten Verführer warfen viele Besucherinnen und Besucher – nicht nur Kinder – einen Batzen ein und hofften, dass durch ihre Geschicklichkeit zwei Batzen den Weg aus dem Automaten herausfänden. Er erinnert an die Konstruktionen Tinguelys, einfach in klein. «Für den mussten wir unbedingt einen besonderen Platz haben», sagt Anna Baumann mit einem Lächeln.

Leidenschaft

Anna Baumann arbeitete in den Chefetagen von Credit Suisse, UBS und Swisscom und machte ihren Master of Business Administration

an der Strathclyde University in Glasgow. «Bei der CS arbeitete ich im Produktmarketing für die 2. und 3. Säule und war verantwortlich für die PR in der Hauptniederlassung in London», berichtet sie.

Nach einigen Jahren kündigte sie und ging nach Südamerika. «Ich wollte in Chile meine Winzerkenntnisse vertiefen», sagt sie. Eine Anlehre zur Winzerin hat die 48-Jährige in Südfrankreich auf einem Weingut, welches Menschen mit einer geistigen Behinderung wieder integrierte, absolviert. «Doch der Anblick dieser unglaublich riesigen Weinplantagen löschte mir gleich ab. Ich strich den Plan des Winzerns und ging stattdessen auf Erkundungstour.» So reiste sie ein paar Monate lang durch Südamerika, um den Kontinent kennenzulernen. «Nebenbei konnte ich mich einer anderen Leidenschaft widmen: den Fröschen», schmunzelt Baumann.

Die kleinen Amphibien haben es der umtriebigen Managerin angetan. «Seit meiner Kindheit faszinieren mich Frösche. Alle Arten, Farben, Grössen, einfach alles an Fröschen. Ich musste sie immer einfangen, auf die Hände nehmen – und stundenlang beobachten. Das sind schlicht schöne Tiere», schwärmt Anna Baumann, die auf einem Bauernhof im Ausserschwyzzerischen Altendorf aufgewachsen ist. «Das heisst aber nicht, dass ich im Frühling bei der Froschwanderung mit dem Kübel an der Strasse stehe und den Fröschen über die Fahrbahn helfe», wendet sie gleich darauf ein.

Aber ein Froschprojekt wurde unter ihrer Leitung bereits erfolgreich umgesetzt. So hat der Natur- und Tierpark Goldau zusammen mit Thaddäus Galliker von der Stiftung Lauerzersee vor über fünf Jahren das Projekt zur Wiederansiedlung des Laubfrosches im Naturschutzgebiet Sägel – zwischen Goldau und dem Lauerzersee – ins Leben gerufen. «Der Laubfrosch war ausgestorben, weil das Ried und die Wiesen durch die viele Gülle belastet waren», erklärt sie. «Die Tiere für die Aufzucht und Wiederansiedlung hat der Natur- und Tierpark Goldau aus dem Aargau erhalten. Jetzt quaken also Aargauer Frösche im Sägel, wenn Sie so wollen. Aber es gefällt ihnen hier und sie bleiben», freut sich Baumann. Das Projekt ist erfolgreich: Die Laubfrösche sind imstande, ihre Population selber zu halten. Die Projektverantwortlichen konzentrieren sich jetzt vor allem auf das Überwachen der Anzahl Laubfrösche, um eine Veränderung der Population möglichst schnell erkennen zu können.

Tiere spielten bei der Tierpark-Direktorin stets eine Rolle: «Mein zweites Lieblingstier ist der Esel, am liebsten der Poitou-Esel. Die hat es hier im Tierpark natürlich auch und mein Vorgänger Dr. Felix Weber züchtet sie selber immer noch.» Hat sie als Mädchen von Pferden geträumt? «Nein, Pferde sind mir irgendwie... zu unnahbar. Esel sind viel herzlicher, direkter. An einer meiner ersten Pressekonferenzen hier im Tierpark versuchten zwei Poitou-Esel, die hinter mir standen, mir mein Handy aus der hinteren Hosentasche zu klauben, während ich am Sprechen war. Ein anderes Mal haben sie mir den Zettel mit meinen Notizen gefressen. Man kann ihnen einfach nicht böse sein. Im Gegenteil, ich mag das», sagt sie und brüht sich dabei einen Tee.

Respekt

Nach ihrer Südamerika-Reise arbeitete Anna Baumann zunächst bei der UBS, bevor sie zur Swisscom wechselte und dort im Marketing für den Bereich Marketing und Market Intelligence zuständig war. Grosse Konzerne mit internationaler Ausstrahlung waren bis dahin die Wirkungsorte für die jetzige Tierparkdirektorin. Wie unterscheiden sich diese Arbeitsumfelder von ihrer heutigen Tätigkeit als Direktorin eines Natur- und Tierparks? «Führungsarbeit in grossen Konzernen bedeutet das Begreifen der Hierarchien.

Führungsarbeit generell bedeutet, dass man Respekt vor den Angestellten haben muss. Hier im Natur- und Tierpark ist es nicht nur der Respekt gegenüber den Menschen, sondern auch der Respekt vor den Tieren, der vorhanden sein muss», sagt Baumann.

«Eine grosse Anzahl Angestellte in einem grossen Konzern zu führen bedeutet, dass die Verantwortlichkeiten nicht dieselbe Bedeutung haben wie in einem kleineren oder mittleren Unternehmen. Die Hierarchien sind vertikaler, die Aufgaben aufgesplittet. Man reisst nicht zusammen an Projekten, sondern arbeitet an seinen kleinen Zwischenzielen, die deshalb auch nicht so emotional sind. Die Identifikation ist darum auch nicht gleich stark.» Es finde sich zu jeder Stunde jemanden, der das Projekt, «an dem man seit Monaten mit Haut und Haaren arbeitet», einfach für unnötig halte, führt sie aus.

Wie anders ist dagegen die Arbeit im übersichtlichen Natur- und Tierpark Goldau. Die weit gereiste Managerin findet nur Lob für ihre Angestellten: «Ich habe noch nie mit einem so grandiosen Team zusammengearbeitet wie hier. Der Zusammenhalt ist extrem stark. Man sieht, wo angepackt werden muss – und packt an. Hier wird überall mit Leidenschaft gearbeitet.» Das klingt wunderbar. Aber gibt es nicht auch Nachteile,



*Anna Baumann's
Lieblingstier Nr. 1
- der Frosch.*

*Der Bartgeier –
an und für sich.*



wenn 150 Menschen in einem so persönlichen Umfeld geführt werden müssen? «Hier ist es besonders wichtig, die Menschen motivierend zu führen. Der Anspruch ist hoch, im Umfeld mit Tieren ist das eine sensible Sache, die Respekt und Umsicht benötigt», erwidert die Chefin.

Sie ergänzt: «Es ist vor allem eine Frage des Umgangs. Der Ton, den wir hier pflegen, ist persönlich. Er liegt mir näher und schafft ein Vertrauensverhältnis. Selbstverständlich kann ich auch mal auf den Tisch hauen, wenn es sein muss». Aber das brauche es hier meist gar nicht. «Wir ziehen am gleichen Strick und gehen mit grossem Elan in die bevorstehenden Projekte. Und – meine Bürotür ist stets offen. Wer mir etwas mitteilen will, kann das jederzeit persönlich tun.»

Unabhängigkeit

Nach ihrer Zeit bei der Swisscom machte sie sich selbständig und wechselte dann zum Zoo Zürich. Ein besonderes Projekt war für sie das Masoala-Projekt. Deshalb hielt sie sich immer wieder in Madagaskar auf, um den dortigen Nationalpark Masoala zu unterstützen. «Als Vorstandsmitglied der Freunde des Masoala Nationalparks war ich für das Fundraising in der Schweiz zuständig», erklärt sie. Durch den Einsatz unabhängiger Parkwächter soll der Regenwald in Masoala vor Wilderern, illegalem Holzschlag und Brandrodungen geschützt werden.

Und eine weitere Arbeit an der Front packte Anna Baumann an: So machte sie sich daran, die Tierpflegerausbildung zu absolvieren.

DER NATUR- UND TIERPARK GOLDAU
wurde 1925 gegründet. Er beherbergt auf 34 Hektaren über 100 Tierarten. Er ist ein wissenschaftlich geführter Zoo und setzt sich für die Aufzucht bedrohter oder ausgestorbener Tierarten ein. Der Tierpark Goldau beschäftigt 57 Vollzeit-Mitarbeitende und während der Saison bis 150 Personen. Er ist seit 2005 als gemeinnütziges Unternehmen ZEWO-zertifiziert.

ÖFFNUNGSZEITEN:

1. April - 31. Oktober _____ Mo-Fr, 9-18 Uhr
Sa/So, 9-19 Uhr

1. November-31. März _____ täglich 9-17 Uhr

Denn nach fünf Jahren wechselte sie vom Zoo Zürich 2008 nach Goldau – von dort aus dem Marketing und Verkauf hier an die Spitze. «Die Ausbildung zur Tierpflegerin hatte für mich viel mit Glaubwürdigkeit und Unabhängigkeit zu tun. Ich bin gegenüber meinen Angestellten glaubwürdig, wenn ich ihre Arbeit von Grund auf verstehe. Und ich bin unabhängig, wenn ich mit meinem Wissen eine eigene Einschätzung vornehmen kann.»

Und ihre Unabhängigkeit schätzt Anna Baumann auch als unerlässlich ein: «Ich finde die Unabhängigkeit eine der wichtigsten Eigenschaften, die man als Führungsperson erfüllen muss. Man muss damit umgehen können, unabhängig zu sein, und trotzdem die Vernetzungen anderer zu akzeptieren. Unabhängig sein heisst auch, für Überzeugungen einzustehen, wenn es auch momentan nicht sehr en vogue ist.» Im Gegenzug aber genießt man eine unglaubliche Narrenfreiheit, wenn man auf Führungsebene nicht auf Gegenleistungen angewiesen sei.

Rede und Antwort

«Ich muss Rede und Antwort stehen, klare Aussagen machen, ein verlässlicher Partner und für die anderen lesbar sein – so würde ich meinen Führungsstil bezeichnen», sagt Anna Baumann von sich. Und so spricht sie nicht lange um den Brei herum, nennt die Dinge beim Namen und macht keinen Hehl daraus, dass es Frauen in Führungspositionen nicht leicht haben: «Es ist mir schon mehr als einmal passiert, dass mir trotz gleicher Qualifikationen und mehr Erfahrung ein Mann vorgesetzt, bzw. mir ein Mann vorgezogen wurde. Das ist so. Das muss man gar nicht beschönigen». Sagts und lässt keinen Raum, daran zu zweifeln.

«Geradlinigkeit hat den Vorteil, dass man gemeinsam an den Projekten reißt, dafür einsteht und sie gegen alle Widerstände verteidigt», findet sie. «Hier vereinigen sich Leidenschaft, Respekt und Unabhängigkeit zu einem bestimmten konstruktiven Führungsstil.» Eine Haltung, mit der man sich wohl nicht nur Freunde schafft? «Natürlich gibt es immer Leute, die eine Entscheidung kritisieren. Oder die nicht gleicher Meinung sind. Damit muss man umgehen können. Vieles muss man stehen lassen, denn man kann es nicht allen gleichzeitig recht machen», antwortet Baumann.

Prallt Kritik an ihr ab? «Ich bekomme allerlei Post, Mails und handgeschriebene Briefe. Darunter sind auch Morddrohungen. Meist geht es dabei um das gemeinsame Gehege von Wolf und Bär. Es gibt viele Leute, die den Tierpark gerne so hätten, wie er früher war. Die lassen dann schon mal Dampf ab bei mir. Aber solche Drohungen geben mir schon zu denken», sagt Anna Baumann. «Am strengsten finde ich es, wenn die Leute glauben, dass ich nur mein Ego pflegen möchte. Solche Reaktionen habe ich meistens nach einem Medienauftritt. Dabei gehören Medienauftritte selbstverständlich zu meinen Aufgaben. Ich muss hinstehen und den Tierpark vertreten und Werbung machen – das verstehen viele Leute immer wieder falsch. Und das finde ich sehr anstrengend und ungerechtfertigt.»

Projekte

Zurzeit arbeitet Anna Baumann neben dem Tagesgeschäft an zwei Grossprojekten: Zum einen wird ein ganz neuer Restaurantkomplex gebaut, der das inzwischen bald 30-jährige Inselrestaurant ersetzt. Zum andern wird das 18 Jahre alte Netz der Bartgeieranlage ersetzt. «Die beiden Projekte verlangen viel Aufmerksamkeit, aber es ist mir ein grosses Anliegen, den Tierpark weiterzuentwickeln», sagt die Tierpark-Direktorin. Neben der Erweiterung der Infrastruktur ist natürlich die ständige Forschung ein wichtiger Schwerpunkt der Strategie des Natur- und Tierparks Goldau. Als Mitglied des Internationalen Verbandes von Zoos und Aquarien WAZA (World Association of Zoos and Aquariums) organisiert der Tierpark auch alle zwei Jahre das sogenannte Rigi-Symposium. Hier diskutieren Zoofachleute aus den Alpenländern an drei Tagen aktuelle Themen.

Das letzte Symposium fand 2012 in Illgau zum Thema Zoos und Reduktion ihres ökologischen Fussabdrucks statt. «Mir liegt es am Herzen, dass unsere Nachkommen die Tier-Mensch-Beziehung noch so erleben können, wie wir das kennen und wie wir das im Tierpark bieten können. Und trotzdem muss man sich immer wieder kritisch mit dem eigenen Tun und Handeln auseinandersetzen – und das vor allem als Natur- und Tierpark», sagt Anna Baumann zum Abschluss. 🍷



*Der Wägitalersee.
FOTO: Marco Volken*



march



*Der Linth-Ingenieur
Markus Jud.*

EIN INGENIEUR ALS MEINUNGS- MANAGER

EIN LEHRSTÜCK DARÜBER, WIE MAN
EIN JAHRHUNDERTBAUWERK MIT
DEN MENSCHEN, DIE ES BETRIFFT,
ERSCHAFFT, STATT ES – WIE BEI
„STUTTGART 21“ – GEGEN SIE DURCH-
ZUSETZEN VERSUCHT

von Andreas Meyerhans

Das Jahrhundertprojekt „Hochwasser-
schutz Linth 2000“ wird im Jahr 2013
– im geplanten Zeit- und Kostenrahmen,
was heutzutage eine Rarität ist – abge-
schlossen werden. Das ist auch und in
ganz besonderem Masse das Verdienst von Linth-
Ingenieur Markus Jud. Sein Einsatz auf der grössten
Hochwasserschutzbaustelle der Schweiz stand
weniger im Zeichen des Dirigierens von Baumaschi-
nen als vielmehr im Aufnehmen und Koordinieren
von Meinungen und Anliegen – ein Projektleiter als
Meinungsmanager.

Hans Konrad Eschers Erben haben ganze
Arbeit geleistet: Nach fünf Jahren Bauzeit wird das
Projekt „Hochwasserschutz Linth 2000“ bis Ende
2013 umgesetzt und der Hochwasserschutz in der
Linthebene für kommende Generationen – hof-
fentlich – garantiert sein. Das geschieht auf eine
Art und Weise, die neben der erhöhten Sicherheit
vor Hochwasser, die Natur nachhaltig aufwertet
und mehr Erlebnisräume für die Bewohner und
Besucher des Linthgebiets schafft.

Als Peter Meier, damals Ingenieur beim
Linthwerk, im Jahr 1998 mit den Grundlagen-
hebungen begann, war allen Beteiligten klar, dass
das vor 200 Jahren realisierte, 23 Kilometer lange
Linthwerk – mit den Hauptbauwerken Escherkanal
und Linthkanal – nachhaltig saniert werden müs-
se, damit das Kanalsystem seiner Haupt-Funktion
als Garant des Hochwasserschutzes in der Linth-
ebene auch in der Zukunft nachkommen könne.
Das Hochwasser im Mai 1999 führte erneut vor
Augen, dass Handlungsbedarf bestand. Vor allem
die mangelhafte Stabilität der Dämme gab Anlass
zur Sorge. Zu jenem Zeitpunkt hatte Markus Jud
das Amt des Linth-Ingenieurs vom im Februar
1999 unerwartet gestorbenen Peter Meier inter-
imistisch übernommen.

„Ich wurde ins kalte Wasser geworfen
und bin auf einen nach den Hochwasserereignis-
sen Fahrt aufnehmenden Zug gesprungen – und
seither nicht mehr abgestiegen“, so Markus Jud
heute.

War der Linth-Ingenieur damals noch
der eidgenössischen Linthkommission in Zürich
gegenüber verantwortlich, änderte sich das am
1. Januar 2004. An diesem Tag übernahmen die
Anrainerkantone Glarus, St. Gallen und Schwyz
sowie der Kanton Zürich in der Linthkommissi-
on die Verantwortung – und die Finanzierung.
Schwyz ist mit 15 Prozent am Werk beteiligt.

Zuständigkeit hin oder her: Markus
Jud und seine Mitstreiter hatten bis zu diesem
Zeitpunkt ein Massnahmenbündel definiert und in
die Vernehmlassung gegeben sowie die Arbeiten

am Vorprojekt aufgenommen. „Dabei war klar, dass ein Projekt zu realisieren war, das eine neue Wasserbauphilosophie zu berücksichtigen hatte“, so Markus Jud.

„Es ging um die gleichwertige Beachtung des Hochwasserschutzes, der Ökologie und der Nutzung.“ Dass die Meinungen darüber, was unter einer „gleichwertigen Beachtung“ zu verstehen ist, allerdings weit auseinandergehen können, hatte Jud bereits bei der Diskussion über die Massnahmen feststellen müssen. „Die Bevölkerung musste zuerst akzeptieren, dass mit dem Linthwerk etwas passiert. Eine Änderung wird als Verlust wahrgenommen. Wir mussten daher den Mehrwert erklären.“

Vor diesem Hintergrund entschloss sich die Linthkommission, die Bevölkerung, die Gemeinden und alle weiteren Interessengruppen im Linthgebiet in einen partizipativen Prozess einzubinden und so die Meinung möglichst vieler einfließen zu lassen.

„Als Projektleiter funktioniert man als Plattform“

Markus Jud wurde in der Folge zu einem gefragten Mann – dem wohl gefragtesten im Linthgebiet. „Ich habe über hundert Anlässe besucht und mit direkt betroffenen und interessierten Kreisen gesprochen. Ich fungierte als Ansprechpartner und Filter der Meinungen. Dabei hielt ich mich strikt an die Devise, dass Vorschläge Dritter ernsthaft zu prüfen sind – auch wenn man von der eigenen Lösung überzeugt ist.“

In diesen Diskussionen musste Jud seine eigenen Ansichten und Meinungen zurücknehmen. „Als Projektleiter funktioniert man als Plattform. Am Schluss geht es um Vertrauen und Glaubwürdigkeit – die kann man nur gewinnen, wenn man den partizipativen Prozess ernst nimmt und als ‘Manager von Meinungen’ und nicht als Meinungsmacher auftritt.“

Markus Jud ist das gelungen – was angesichts des 23 Kilometer langen „Streitfelds“ und der vielen divergierenden Interessen nicht

selbstverständlich ist. „Es war Knochenarbeit, die mit viel Engagement und Zeit sowie, ja, auch mit Frust verbunden war“, gibt Jud seine Empfindungen wider.

Zwei Mal stand selbst der gelassen und abgeklärt wirkende Linth-Ingenieur vor der Frage, ob er sich die teils persönlichen Angriffe weiter antun wolle. „Als Projektleiter will man ein Projekt realisieren. Wenn es nicht klar ist, wie es weiter geht, wird es schwierig.“ Jud konnte allerdings immer auf die volle Unterstützung der Linthkommission zählen. Der St. Galler Regierungsrat Willi Haag, der der Kommission seit 2004 vorsteht, war ihm dabei eine wichtige Stütze.

Mit etwas zeitlicher Distanz und dem Blick auf das Realisierte überwiegt jedoch das Positive. „Der partizipative Prozess hat sich für das Projekt gelohnt“, bilanziert Markus Jud. „Es war ein Riesenaufwand. Wir lernten die Betroffenen und ihre Argumente kennen und konnten unsererseits klarmachen, dass wir das Werk von Hans Konrad Escher nicht kaputt machen wollen.“

Dennoch kam es aus Körperschaften und aus der Bevölkerung zu 137 Einsprachen gegen das Projekt „Hochwasserschutz Linth 2000“, wie es offiziell heisst. Mit Zusatzmassnahmen zur Verbesserung der landwirtschaftlichen Nutzbarkeit und zur Erhaltung der ökologischen Qualität konnten mit vielen Einsprechern Lösungen gefunden werden.

Konkret wurden das steuerbare Wehr anstelle der ursprünglich geplanten abgesenkten Überlaufkante im Gebiet Hänggelgiessen bei Benken sowie diverse zusätzliche ökologische Ersatzmassnahmen ins Projekt aufgenommen.

Trotzdem wurden einige Einsprachen an die Verwaltungsgerichte und sogar bis ans Bundesgericht weitergezogen. Dank der Aufteilung des Bauprojekts in verschiedene Lose verzögerten diese Verfahren das Gesamtprojekt nicht.

Im April 2008 war das Teilprojekt „Escherkanal“ rechtskräftig; im Dezember 2008 hat das Bundesgericht eine Beschwerde gegen das Teilprojekt „Linthkanal“ abgewiesen. Damit war der Weg frei für die bauliche Realisation von „Linth 2000“.



Am Bürotisch statt auf der Baustelle

Wer meint, Markus Jud habe seit dem ersten Spatenstich am 25. September 2008 vorab Zeit auf einer der grössten Baustellen der Schweiz zwischen Tuggen und Näfels verbracht und die Arbeiten beaufsichtigt und koordiniert, der täuscht sich. „Ich habe viel mehr Zeit im Büro in Lachen oder in den Baucontainern auf den Installationsplätzen als auf den Bauplätzen verbracht“, sagt der Ingenieur.

Die technische Verantwortung für die Umsetzung des Projekts lag bei der Oberbauleitung, für die einzelnen Lose und die Arbeit am Ort des Geschehens waren Projekt Ingenieure zuständig. Als Gesamtprojektleiter hatte Jud die zahlreichen Planwerke, die Ausschreibungen und Bauvergaben sowie anderes mehr zu verantworten. „Die Beseitigung der täglichen Probleme geschah an Sitzungen und vor allem in Büroarbeit.“

KENNZAHLEN ZUM PROJEKT
„HOCHWASSERSCHUTZ LINTH 2000“

Bauzeit:	September 2008 bis April 2013
Länge der Damm- sanierungen und Dammneubauten:	
Hauptdämme:	rund 23.6 km
Nebendämme:	rund 7.8 km
Länge der Ufer- sanierungen und Umgestaltung Längsverbau:	rund 16.6 km
Flusslänge grosser Aufweitungen:	rund 1.9 km (Escherkanal 1.0 km, Linthkanal 0.9 km)
Länge neue Damm- wege mit Feinplanie:	rund. 34.2 km
Gesamter Material- umschlag :	rund 1.5 Millionen qm
Aushub total:	rund 1.4 Millionen qm
Wiedereinbau (konstruktiv):	rund 1.2 Millionen qm
Kiesausshub und -einbau:	rund 200'000 qm
Einbau von Blockverbauung:	rund 160'000 t
Landerwerb (inklusive Wald):	70 ha
Gesamtkosten:	CHF 126 Millionen

Dennoch: Für Markus Jud zählen die Momente zu den Höhepunkten der 15-jährigen Geschichte des Projekts „Linth 2000“, „an denen es auf der Baustelle lief und man am Ort den Arbeitsfortschritt feststellen konnte“.

Vom schwyzerischen Teil der Linthebene aus betrachtet, sind vor allen Dingen die verwirklichten Massnahmen im Bereich der Grynau respektive zwischen Reichenburg und Benken augenfällig. Zwischen der Grynau und dem Obersee wurde der rechte Hintergraben aufgeweitet, von der Grynau in Richtung Benken der linke Damm saniert, und im Gebiet „Teich im Abschnitt“ ist durch das Aufweiten des linken Hintergrabens das Amphibienschutzgebiet von nationaler Bedeutung erweitert worden.

Wer vom Giessen bei Benken Richtung Grynau spaziert, kann dies nun auf einem sanierten, gut ausgebauten Damm tun. Er kann dabei auf naturnah gestaltete Hintergräben blicken.

Zu den spektakuläreren Neuerungen gehört ebenfalls das bereits erwähnte regulierte Wehr im Hänggeliessen zwischen Benken und Schänis, das als eine Art „Überdruckventil“ bei Extremsituationen (Überlastfall) dient.

Die mit solchen Massnahmen ebenfalls erreichte ökologische Aufwertung freut den Linth-Ingenieur. „Wir haben bei den ökologischen Massnahmen bewusst auf eine Konzentration der Mittel gesetzt. Man hätte noch mehr machen können – aber das ist die Aufgabe einer nächsten Generation.“

An 40-Tönnner gedacht, als E-Mail- Verkehr noch nicht Alltag war

Im Rückblick auf 15 Jahre Arbeit am Linthwerk erwischt sich Markus Jud dabei, wie sehr er über die unglaubliche Entwicklung im technischen und technologischen Bereich staunt. „Als wir 1998 mit den Planungen begonnen haben, war das E-Mail als wesentliches Element zur Sicherstellung der Kommunikation noch nicht so etabliert wie heute.“

An die Arbeiten der Bagger im Feld mit GPS-Technologie – und den sich daraus ergebenden Konsequenzen beim Verwenden von Markierungen, Absteckungen und dergleichen – dachte 1998 noch niemand. Vorausschauend war bereits bei der Projektierung das Befahren der Dämme mit 40-Tonnen-Lastwagen vorgesehen worden. „Zu einem Zeitpunkt, als die 40-Tönnner auf unseren Strassen noch kaum präsent waren und viele sich über 28-Tönnner aufregten“, erklärt Markus Jud.

Ein Gewinn für das Linthgebiet

Auch wenn das Wasser zwischen Näfels und Tuggen seinen Weg weiterhin in Escher- und Linthkanal sucht: Mit dem Projekt „Hochwasserschutz Linth 2000“ ist eine neue Landschaft entstanden. Aus dem Kanal mit Hintergräben ist vielerorts eine Flusslandschaft geworden, die dem Anliegen der Bevölkerung nach Hochwasserschutz genauso nachkommt wie der Ökologie und der nachhaltigen Nutzung entlang des Linthwerkes.

Ausgelöst durch „Linth 2000“ hat das Entwicklungskonzept Linthebene den Blick über den eigentlichen Projektperimeter hinaus geöffnet. Im „Forum Lebendiges Linthgebiet“ sind heute die Gemeinden des Linthgebiets aktiv – über das Ende der Sanierung des Linthwerks hinaus. „‘Linth 2000‘ ist ein Gewinn für das Linthgebiet“, ist Markus Jud überzeugt. „Die Region hat das Erbe von Hans Konrad Escher weitergetragen und

kantonsübergreifend an einer guten und nachhaltigen Lösung mitgewirkt – die im budgetierten Kostenrahmen von 127 Millionen Franken abschliesst.“

Der Linth-Ingenieur im „Unruhestand“

Doch, er sei stolz darauf, dass das Grosprojekt innerhalb der vorgegebenen Zeit ohne schwere Unfälle und ohne einen Scherbenhaufen in die Tat umgesetzt worden ist. Ja, dazu habe es der vollen Konzentration aufs Ziel bedurft. Ja, es sei für das Projekt wohl von Vorteil gewesen, dass der Linth-Ingenieur während 15 Jahren Markus Jud geheissen habe. So sei Kontinuität an der entscheidenden Schlüsselstelle gewährleistet gewesen.

Dass mit Linthkommissions-Präsident Willi Haag auch auf politischer Seite ein Ansprechpartner über längere Zeit mitwirkte, habe vieles erleichtert. „Wir haben die Glaubwürdigkeit während all der Jahre nie verloren. Das war unglaublich wichtig für das Projekt.“

Für Markus Jud stehen noch intensive Monate vor der Türe. Es gilt die Betriebsstrukturen übers Jahr 2013 hinaus aufzubauen. Das Linthwerk ist zu überwachen und zu unterhalten.

Jud wird seine Funktion als Linth-Ingenieur mit einem vom 1. Januar 2014 an reduzierten Pensum weiterhin ausüben. Darüber hinaus stehen neue Wasserbauprojekte an. Er wirkt bereits jetzt als Leiter der Planergemeinschaft bei den nach den Unwettern im Ybrig an der Minster notwendig gewordenen Massnahmen mit. Die Arbeit geht den Erben Hans Konrad Eschers nicht aus.



Küssnacht



BUON SCHORNO

EDY SCHORNO RESTAURIERT
LEGENDÄRE OLDTIMER.
EIN BESUCH IN SEINER
HERRENSPIELWARENABTEILUNG.

von Andreas Lukoschik

Ob wohl alle Mitglieder des Küssnachter Golfclubs wissen, was sich in den beiden Schuppen abspielt, die auf dem Areal des Golfclubs stehen? Vermutlich nicht. Das ist schade. Denn jeder Mann, der von sich behauptet, er habe Benzin im Blut, bekäme angesichts der Fahrzeuge, die hier stehen und darauf warten, restauriert zu werden, Sternchen in die Augen, während um seinen Mund ein verträumtes Lächeln spielte. Hier werden nämlich grosse Jungs zu kleinen.

Allein schon die Namen dieser Gefährte: Riley TT Sprite, Aston Martin DB2 Strich 4, Buick Typ 40, Alfa Romeo 6 C 1750 GS (1930), Healey Silverstone oder gar ein Jaguar SS 100. Bei diesen Typenbezeichnungen hört man röhrende Rennmotoren auf kurvenreichen Bergstrecken himmelan jagen. Sieht antilopengleiches Dahinfliegen weit ausgreifender Cabrios vor südlicher Kulisse. Oder ist fasziniert von einer atemberaubend eleganten „Bella Figura“ in wohlgeformtem Stahl vor einem alten Palazzo.

Männerträume?! Normalerweise schon. Aber bei Edy Schorno stehen sie ganz real da. Zum Anfassen. Und schön. Noch schöner sind sie allerdings, wenn sie seine Werkstatt wieder verlassen. Oder sollte man sagen: seine „Praxis“?

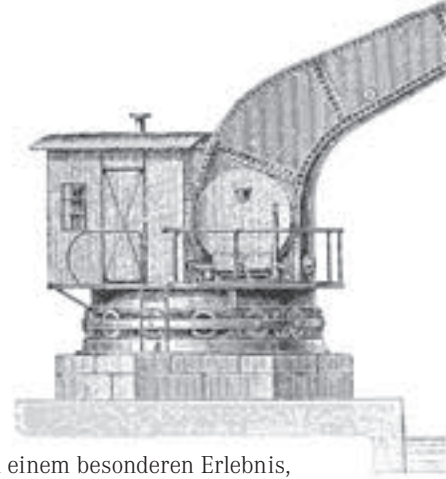


Ein Bugatti nach der
Behandlung durch
Dr. mech. Schorno.
FOTOS: Stefan Zürrer

Dr. mech. E. Schorno

Edy Schorno ist sozusagen eine Art Arzt, der zu retten versucht, was zu retten ist. Mit grossem Wissen en detail, einem Netzwerk von Spezialisten, die er zu Rate zieht oder an die er überweist, sowie einer exzellent ausgestatteten Praxis, die ihm die Möglichkeit bietet, alles so wiederherzustellen, wie es die "Therapie" verlangt. Denn manchmal sind die Organe dieser mechanischen Patienten zu sehr vom Leben mitgenommen worden oder von ihrer körperlichen Anlage her nicht ideal aufgestellt gewesen. Dann muss er ein Organ ersetzen oder ein Skeletteil durch eine massgeschneiderte Prothese in seiner Funktion stabilisieren. Dann baut er einen Motor neu. Oder ein Getriebe. Oder den Vergaser, Kupplungsblock, Kompressor. Grundsätzlich ist seine Werkstatt darauf ausgelegt, alles aufzubauen, was gebraucht wird. Selbstverständlich originalgetreu. Da ist er Purist.





Mehr noch: Er kann richtig sauer werden, wenn ein anderer Restaurator „huschhusch“ irgendetwas zusammengebastelt hat. Denn Edy Schorno ist nicht nur Schweizer von Geburt, sondern Schwyzer aus Überzeugung. Und der hat einen hohen Arbeitsethos. Punkt. Dem folgt er. Komme, was da wolle. Denn „am Ende stehe ich mit meinem Namen dafür gerade.“

Welche Massnahmen dieser Mann auch immer ergreift, er tut es mit dem Augenmass des Arztes, der seinen „Patienten“ ein möglichst langes Leben voll Spass und Abenteuer wünscht. Denn Spass und Abenteuer hat er selber gern. Schon immer gehabt.

Sein erstes Auto fuhr er mit ... acht Jahren. Einen VW Käfer 1302. Mit ihm bretterte er über den väterlichen Bauernhof. Später passte er nicht nur besser in die Fahrzeuge, sondern vor allen Dingen auf die Fahrzeuge, denn er entwickelte eine Leidenschaft für Motorräder. Mit ihnen fuhr er sogar Rennen. Kein Wunder, dass diese Leidenschaft immer noch in ihm glimmt, obwohl er heute lieber seinen Maserati Mistral von 1966 aus der Garage holt und sich mit ihm auf Rennstrecken begibt. Zum Beispiel auf die Mille Miglia?

„Nein. Abgesehen davon, dass mein Maserati dafür zu ‘jung’ ist, ist mir die zu Schickimicki!“, sagt der Küssnachter. „Ich fahre lieber Hardcore-Rallyes. Winterrallyes zum Beispiel. Da ist man wirklich gefordert. Zwei, drei Tage lang und dann habe ich wieder drei Monate genug davon. Oder ein Bergrennen – auf den Klausenpass rauf. Das ist schön. Da tanke ich auf. Das macht mir Freude. Aber ich bin auch schon zweimal das historische 24-Stunden-Rennen-von-Le-Mans gefahren. Wohlgermerkt das historische Rennen. Das ist wirklich eine tolle Erfahrung.“

Wenn man das hört, erstaunt es, dass er eigentlich gar nicht gerne Auto fährt. „Wenn ich nach Paris auf eine Ausstellung muss, dann fahre ich lieber Bahn. Selbst nach Zürich bin ich lieber mit der SBB unterwegs. Das lange Sitzen am Steuer nervt mich gewaltig. Ich finde Autobahnfahren einfach blöde. Kurze Strecken, die Berge rauf, unter Rennbedingungen? Immer gerne. Ansonsten: Autofahren? Nein, danke!“

Ein sehr ökologischer Standpunkt. Macht er doch das Autofahren von der alltäglichen Dau-

erbeschäftigung zu einem besonderen Erlebnis, zu einem sportlichen Genuss. Oder mit Schornos Worten zu „Kultur“.

Wenn er sich aber doch einmal in ein Auto setzt, in welches? Wer so viele Erfahrungen mit den schönsten Exemplaren aus einem Jahrhundert Automobilbau hat, verfügt logischerweise über einen fantastischen Überblick. Was würde er sich also für einen Wagen kaufen, wenn Geld keine Rolle spielte? Rolls Royce? Bentley? „Ich bin kein Fan von grossen Autos. Grundsätzlich müssen sie bei mir klein und sportlich sein. Das ist meine Hingabe. Diese Autos gefallen mir. Als Sportgerät würde ich mir deshalb einen Lotus Elan kaufen. Aus meinem Jahrgang – 1964. Ich bin mit einem solchen Wagen früher schon mal Rennen gefahren. Als ich mich zum ersten Mal in dieses Auto gesetzt habe, da dachte ich: Das Auto ist für mich gebaut worden. Das wäre es.“



Bei dem Gedanken huscht ein leicht verträumter Blick übers Gesicht dieses energischen Mannes, dessen Tagesgeschäft darin besteht, technische Probleme anderer zu lösen. Wie? Zum Beispiel, indem er am Computer dreidimensionale CAD-Zeichnungen fertigt, die er an Aluminiumgiessereien mailt und später fertige Motorblöcke abholt.

Das macht er so gut, dass immer mehr Restauratoren ihn fragen, ob er ihnen nicht dies oder jenes Ersatzteil machen oder besorgen könne.



*Auge in Auge mit
der herrlichen
Welt der realen
Mechanik.*





Einblicke, die Mann
viel zu selten geniessen
kann.



seine Klinik, wenn er gesund und munter ist. Mancher Kunde glaubt danach zwar, dass er nun wisse, warum der Vorgang des Bezahlens „blechen“ genannt werde, doch ist das nicht gerecht. Schorno gegenüber.

Wer sieht, wieviel
Arbeit der Küssnach-

Die Folge: Inzwischen produziert er nicht mehr nur einzelne Ersatzteile, sondern immer gleich sechs Exemplare von jedem Modell. Dadurch werden die kostbaren Teile nicht nur preiswerter, sie werden auch besser. „Gegossenes Metall verhält sich nämlich wie Holz,“ erklärt er dem Laien, der sich so etwas nicht vorstellen kann, „oder wie ein guter Wein. Ein Motorblock, der zwei Jahre ruhen konnte, ist stabiler und funktioniert besser als andere. Durchs Lagern geht Spannung aus dem Material!“

Natürlich verbringt er mit seinen fünf Mitarbeitern viel Zeit an den Krankenbetten der Rileys, Maseratis, Aston Martins und Alvis. Denn der Chef weiss immer noch am ehesten – und am besten, was in jedem einzelnen Fall zu tun ist. Und so erklärt der Chefarzt seinen Assistenten, was sie wo wie tun müssen. Und löst – während sie das ausführen – das nächste Problem. Das ist der Fluch der guten Tat: Er ist stark gefragt!

„Geht nicht‘ gibt´s bei mir nicht!“

Bei so viel Dynamik stellt sich der interessierte Beobachter die Frage, was Schorno über Schorno sagen würde, wenn er sich selbst beschreiben müsste? Die Antwort fällt klar aus: „Ich bin hartnäckig. Wenn ich etwas wissen möchte, dann will ich es wirklich wissen. Koste es, was es wolle. Wenn ich etwas anfangen, dann wird es auch durchgezogen.“

Das hört sich fast ein bisschen störrisch an, ist aber das Beste, was einem Kunden und dessen Oldtimer passieren kann. Denn, wenn er einmal bei Edy Schorno zur Behandlung aufgenommen wurde, dann verlässt er erst dann wieder

ter und seine Mannen in die Fahrzeuge stecken, versteht, wenn Schorno sagt: „Geht nicht, gibt’s bei mir nicht! Wenn etwas früher ging, dann geht es heute auch! Es ist vielleicht nicht immer bezahlbar. Aber es geht. Wissen Sie, Millionär kann man als Restaurator sowieso nicht werden. Das möchte ich auch gar nicht. Ich will eine gute Arbeit machen und davon leben können. Aber das ist gar nicht so einfach.“

Wenn er sehe, dass ein Malermeister den gleichen Stundenlohn bekomme „wie wir hier, dann ist völlig klar, warum man als Restaurator nicht reich werden kann. Ein Malermeister braucht Pinsel, Farben, Leiter, vielleicht ein Gerüst. Und das war es auch schon. Aber wir hier haben einen ganzen Park an Maschinen, die gekauft und gewartet werden müssen. Das muss erst mal alles bezahlt sein. Dazu kommen die vielen Ersatzteile, die ich im Voraus produziere, damit ich sie für den Fall der Fälle, bereit habe. Das ist bis zum Zeitpunkt, an dem sie eingebaut werden, totes Kapital. Und dann muss ich auch noch bei manchem Arbeitsschritt beide Augen zudrücken. Denn wenn wir tatsächlich jede Stunde berechnen würden, die wir an den Autos sitzen, dann würden unsere Kunden graue Haare bekommen.“

Um diese Arbeit so machen zu können, wie sie Schorno macht, muss ein Mensch also „Überzeugungstäter“ sein. Eine Einstellung, die auf den Küssnächter zweifelsfrei zutrifft. So verwundert es auch nicht, wenn er auf die Frage, wie er zu diesem Beruf gekommen sei, im Brustton der Überzeugung antwortet: „Mich hat schon immer die reine Mechanik fasziniert!“

Ob es ein Zufall ist, dass sich das wie „reine Lehre“ anhört? 🍷





AUGUST STRINDBERG IN GERSAU

DER LEGENDÄRE SCHWEDISCHE
DICHTER LEBTE FÜR MEHRERE
MONATE IN GERSAU.
AUF NEUEN WEGEN.

von *Andreas Lukoschik*

August Strindberg war mehr als ein Schriftsteller und Dichter. Eigentlich war er ein Gesamtkunstwerk, das für seine Dichtung lebte. Wortwörtlich gemeint: Das, was er schrieb, hatte er meist selbst erfahren und durchlebt. Seine Eheprobleme? In den Theaterstücken und Prosatexten verarbeitet. Seine politischen Ideen? In den Essays zum Leben erweckt. Seine Alltagssprache? In seinen Texten zu Literatur geronnen und von Generationen verstanden.

Bei aller politisch-polemischer Potenz seiner Ideen war er aber auch ein introspektiver Dichter, der aus dem Rückzug in die Einsamkeit und Stille einer ländlichen Natur viele seiner naturalistischen Beschreibungen geschaffen hat. Genau dieser Aspekt – sich aufs Land zurückzuziehen und dort im Dialog mit der Natur zu schreiben – führte ihn nach Gersau. Denn in diesem verträumten Ort am Vierwaldstättersee suchte – und fand – Strindberg den Gegenpol zum urbanen Leben der Metropole Paris, die er zuvor bereist hatte.

Die Schweiz war mit ihrer urdemokratischen Geschichte ein politisches Ideal für diesen die Gedanken- und Redefreiheit streitbar verteidigenden Schriftsteller. Und so reiste er – die Ursprünglichkeit eines naturverbundenen Lebens suchend – nach Gersau und quartierte sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1886 dort ein. Und blieb. Immerhin ein halbes Jahr.

Hier vollendete er seinen autobiografischen Text „Sohn einer Dienstmagd“, schrieb einige seiner „Schweizer Novellen“ fertig (*auch die unten abgedruckte*) und beschritt neue Wege: Er fertigte eine Art Fotoreportage über sich an, indem er sich in unterschiedlichen Kostümen und Umgebungen inszenierte.

Damit war er einer der ersten – wenn nicht *der* Erste –, der dieses Medium in dieser Form für sich nutzte. Doch war der von ihm angedachte Fotoband – Strindberg zeigt Strindberg – seinem Verlag in der Herstellung zu teuer, weshalb das Projekt nicht realisiert wurde.

Immerhin sind auf diese Weise viele der Fotos entstanden, die wir von ihm kennen – so auch das als russischer Reisender mit der Gersauer Pfarrkirche im Hintergrund. Es ist auf dem Balkon seiner Gastwohnung aufgenommen worden, die lag vermutlich in der Dorfstrasse 18. Er selbst sprach in seinen Briefen immer vom „Pensionat Gersauhof“.



Portr.

*Schilderigmal, und
Balconementi*

August Strindberg als
russischer Reisender
auf dem Balkon seiner
Gersauer Wohnung ...
und auf den nächsten
Seiten in weiteren
Verkleidungen.
FOTOS: August
Strindberg

Hier seine Gersauer Erzählung „Auf zur Sonne“:

Die Sonne hat drei Wochen in dem kleinen Dorfe Gersau am Vierwaldstätter See nicht geschienen, nicht mehr geschienen seit Anfang Oktober, als der Föhn kam. Nach Sonnenuntergang wurde es ganz windstill, und ich schief die halbe Nacht, bis ich von dem Läuten der Kirchenglocke und einem Geräusch geweckt wurde, das sich in das eigentümliche Brausen des Sturmes auflöste, wie er sich über die Alpen auf dem südlichen Seestrande warf, im Kessel des Sees zusammengepresst, in die Gassen unseres Dorfes hineingedrängt wurde, an Schildern riss, Fensterläden schüttelte, an Dachpfannen rüttelte, in Baumkronen und Gebüsch raste. Die Wogen des Sees schlugen gegen die Hafengebiefungen, schäumten über die Einfassung und platschten gegen die Boote. Der Sand peitschte gegen Fensterscheiben, das Laub tanzte in Wirbeln, die Ofentüren klapperten, das Haus zitterte. Als ich hinausguckte, war es hell in der Kirche, und die Glocke läutete in einem fort, um die zu wecken, die nicht bereits erwacht waren; denn der Föhn gilt für so gefährlich wie ein Erdbeben, weil er selbst Häuser niederreißen, ja, was schlimmer ist, Felsblöcke von den Bergen herabstürzen kann; und wir wohnen gerade an der Wurzel eines, der allerdings nur fünfzehnhundert Meter hoch ist, dessen Gipfel und Grate aber einen lockeren Ballast von Felsblöcken tragen, die zu einem Steinwerfen in größerem Stil besonders geeignet sind. Nach dreistündigem Tosen ist die Gefahr vorüber, und am folgenden Morgen teilt die Dorfchronik mit, dass in Schwyz ein Steinblock mitten durch ein Bauernhaus gefahren sei und den rechten Flügel fortgenommen habe, ohne gefährliche Folgen für die, die im linken wohnten.

Doch nach diesem warmen und heftigen Winde hat sich ein Nebel über das Dorf und den Vierwaldstätter See gelegt. Der Himmel sieht bewölkt aus, doch es fällt kein Regen, und es kommt auch kein Sonnenschein. So geht es drei Wochen lang, und hat man damit begonnen, alles in Grau zu sehen, hört man auf, es in Schwarz zu sehen. Die Alpenlandschaft, die einen vorher aufrichtete, hat nun ihren Charakter verloren, seit man nicht mehr weiter als hundert Meter die Wände hinauf-

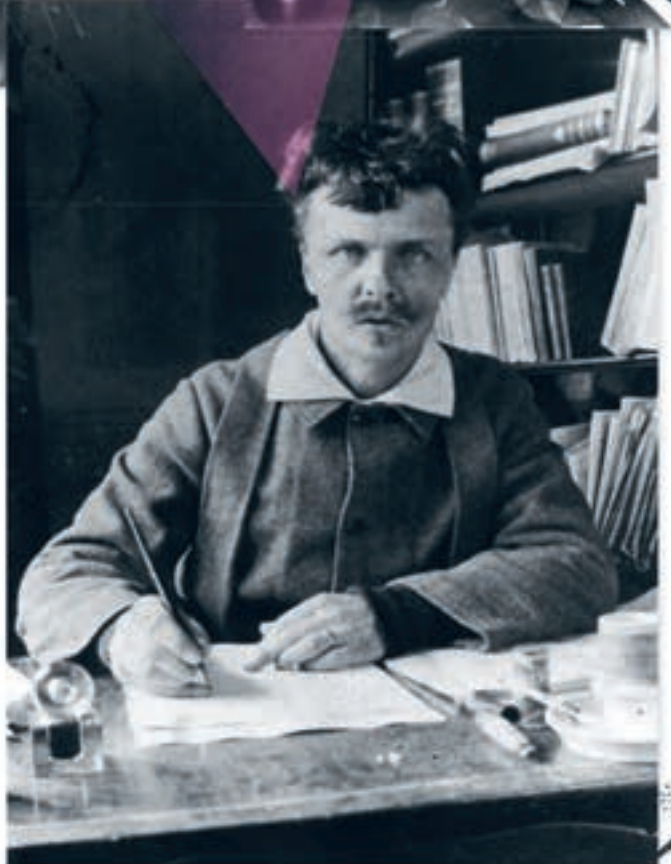
sieht, und das Herz wird schwer, beklommen. Alle Reisenden haben sich heim gewandt, die Hotels stehen leer, und der November ist da, finster und hoffnungslos. Die Tage schleppen sich hin, und man sehnt sich danach, Licht anzünden zu dürfen; der Himmel ist trostlos grau, der See ist grau, die Landschaft grau.

Kein Wind, kein Regen, kein Donner. Die sonst so abwechslungsreiche Natur ist unerträglich einförmig, ruhig, still; so friedlich, dass man nach dem Erdbeben verlangt. Wo die Lichtquelle nicht mehr wirkt, hört alle Farbe auf; das Auge wird stumpf, und die Seele hüllt sich in eine Schläfrigkeit, die der Faulheit gleicht.

Als ich mich eines Abends gegen den Amtmann über den langen Abschied beklagte, den die Sonne genommen habe, antwortete er mit der Ruhe, die einem Deutsch-Schweizer eigen ist: „Die Sonne! Die kann man oben auf der Hochfluh den ganzen Tag sehen.“

Die Hochfluh ist einer der kleineren Alpenstöcke, die den Talkessel bilden, in dem wir wohnen: nur zweihundert Meter niedriger als der Sulitelma, weshalb er auch von jungen Engländern zu Spaziergängen benutzt wird. Als Sonnenverehrer beschloss ich daher, die Wallfahrt auf zur Sonne zu unternehmen, und eines frühen Morgens im November setzte ich mich in Bewegung.

Am Fusse eines Alpenstocks lebend, der, wie erwähnt, als Vulkan mit Steinregen auftreten kann, bereiten sich die Leute von Gersau von altersher darauf vor, in die Ewigkeit einzugehen, und besuchen daher die Kirche alle Tage morgens, mittags und abends. Darum begegne ich jetzt um acht Uhr morgens den Kirchgängern mit ihren Büchern in den Händen. Zwei alte Frauen, die eine halbe Meile bis zum Morgengebet wandern, beten einen Rosenkranz auf der Landstrasse. Die eine spricht den Engelsgruß Ave Maria vor und die andere setzt mit dem Refrain ein: In saecula saeculorum, Amen! Und so geht's den ganzen Weg! Tut es weiter kein Gutes, dieses Rosenkranzbeten, so scheint es die Zunge von Missbruch



abzuhalten, wie das bekannte Pfeifen im Weinkeller, das in der Anekdote dem Bedienten des Grafen auferlegt wurde.

Wie ich die Alten und die Landstrasse verlasse, um den Aufstieg zu beginnen, stoße ich sofort auf einige starke Eindrücke, die grell und daher dauerhaft sind. Bei der ersten Biegung steht ein Walnussbaum mit einer Christusfigur und einer Votivtafel; diese klärt den Wanderer darüber auf, dass von diesem Walnussbaum während der Ernte der Bauer Seppi herabstürzte und sich tot schlug. Gott sei seiner Seele gnädig, bete für ihn, Amen!

Bei der nächsten Biegung steht eine kleine seltsame Nische aus weißgetünchten Ziegeln, so klein wie eine von Kindern aufgeführte Spielstube. Durch die Staketsprossen sieht man Bilder von der heiligen Familie, vielleicht im sechzehnten Jahrhundert gemalt, und daneben den Aufschluss, dass die zum Tode Verurteilten auf dem Weg zum Richtplatz bei dieser Kapelle stehen bleiben und ihre letzte Andacht halten durften. Es ist also der Galgenweg, den ich wandere, und nach einigen Minuten bin ich auf dem Richtplatz selbst. Es ist ein einnehmender offener Platz auf einer gegen den See vorspringenden Spitze mit der herrlichsten Aussicht. Man stellt es sich als einen wirklichen Genuss vor, dem Leben mit einem solchen Anblick, wie man ihn hier auf Pilatus, Axenstock, Buochserhorn, Bürgenstock hat, Lebewohl sagen zu können. Selbst Voltaire würde hier nicht Unbehagen empfunden haben, im Verborgenen (obscurément) gehängt zu werden, was er am allermeisten verabscheute; weshalb er auch folgerichtig Rousseau beschuldigte, so eitel zu sein, dass er sich gern hängen ließe, wenn nur sein Name an den Galgen angeschlagen würde. Von hier sieht man einen Schimmer der unheimlichen Kapelle Kindlimord, die etwas weiter unten am Ufer liegt; dort soll ein bekümmertes Vater sein hungriges Kind getötet haben.

Das sind zusammen vier düstere Gemälde in der grauen Morgenbeleuchtung, und von den blutigen Bildern steige ich mit grösserer Geschwindigkeit aufwärts, lichterem Gegenden zu, wo die Sonne wartet.

Die Region der echten Kastanien ist bald passiert, ebenso die der Walnussbäume, und der Buchenwald beginnt. Nachdem ich bei einer Sennhütte mit schönen Kühen und einem garstigen Hund ausgeruht habe, trete ich ins Gewölk ein; es erweist sich als das, was man einen Nebel nennt, der immer dichter wird und die Landschaft unerträglich macht. Die Mühe, die das Sehen macht, lässt die Augen brennen; Bäume und Büsche sind

wie in Rauch gehüllt; Die Millionen Spinnweben zwischen den Zweigen sind mit Wassertropfen besetzt, so dicht, dass es aussieht, als hätte die Waldfrau, wenn es wirklich eine gibt, Spitzentäschentücher zu Tausenden zum Trocknen aufgehängt.

Der Nebel macht einem das Atmen schwer, schlägt sich auf die Wolle des Rockes, auf



Hier fotografiert sich Strindberg als Gentleman auf dem Weg zum Ausgang.



Bart, Haar und Augenbrauen nieder, verbreitet einen eklen, schalen Geruch, macht die Steine klebrig und glatt, dass man nicht darauf gehen kann; verdunkelt alles im Innern des Waldes, wo die Stämme schnell forttönen und in einem Grauin-Grau verschwinden, das den Gesichtskreis auf wenige Klaffter zusammendrängt.

Diese Nebelschicht von etwa tausend Metern muss ich durchklettern, ein nasses und kaltes Fegfeuer, ehe ich zum Himmel komme; und ich tue es im vollen Vertrauen auf das Ehrenwort des Amtmannes, dass sie ein Ende nehmen wird, ehe die Alpe aufhört und das graue Nichts anfängt.

Ich habe kein Barometer bei mir, fühle aber doch, dass ich gestiegen bin, dass sich die Nebelschicht vermindert hat und ich mich reiner Luft nähere. Ein Gefühl von einem edlen Weirausch ergreift mich und jetzt – im Hohlweg, von oben, leuchtet es schwach wie das erste Grauen des Tages auf der Landschaft eines Rouleaus; die Baumstämme stehen klarer da, das Auge sieht weiter und das Ohr hört Kuhglocken – von oben her. Und jetzt, ganz hoch oben, da steht eine goldene Wolke; einige rasche Schritte, und das niedrige Buchenunterholz leuchtet in Gold, Kupfer, Bronze, Silber, wenn ein Strom gebrochenen Sonnenlichtes auf das vergilbte sitzengebliebene Laub fällt. Ich stehe noch im Herbsttag, in Feuchtigkeit und Kälte und sehe eine sonnenbeleuchtete Sommerlandschaft; erinnere mich im Nu an eine Segelfahrt auf dem Mälär, wo ich im Sonnenschein saß und den schwarzen Hagelschauer eine Kabellänge seitwärts in Lee vorbeiziehen sah. Und jetzt stehe ich mitten in der Sonne, sehe oben eine nordische Landschaft, mit Fichten und Birken, sehe grüne Matten mit roten Kühen, kleine braune Hütten mit alten Frauen, die auf der Schwelle für Vater Strümpfe stricken, der unten im Tessin auf Arbeit ist; sehe Kartoffelgärten und Lavendelbüsche, Dahlien und Ringelblumen.

Und ich lasse die Sonne mein Haar und meinen Überrock trocknen, meinen noch frostigen Körper wärmen; lüfte meinen Hut vor dem glühenden Urheber und Erhalter des Weltalls, er mag nun aus ewig brennenden Wasserstoffflammen oder aus dem noch nicht anerkannten Urstoff Helium bestehen! Der Allvater, der ohne Weib die Weltkörper gebar, der Allmächtige, der Leben und Tod schenkt, über Eis und Wärme, Sommer und Winter, Misswachs und Gutjahr bestimmt.

Als ich meine Augen an Sommerstimmung und grünem Gras gelabt, sehe ich unter mir in das Dunkle, Tiefe hinab, das ich durchstreift habe. Dort über dem See, der nicht zu sehen ist, liegt das Dunkel und die Kälte, aber nicht mehr dunkel und kalt, sondern wie eine hell glänzende weiß gekämmte Wolke, auch sie von oben her sonnenbeleuchtet und die Dämmerung und die schmutzige Erde drunten verbergend; und über der weißen Decke erheben sich glitzernd einige Schneeanpen, als seien sie aus verdichtetem Silbernebel gebildet, aus einer Lösung von Luft und Sonnenlicht kristallisiert, Treibeis auf einem Meer von frisch gefallenem Schnee umherschwimmend.

Es ist buchstäblich eine überirdische Landschaft, gegen welche die Kuhglockenidylle droben unter den Birken banal wird.

Doch jetzt hört man von unten, nachdem es hier oben totenstill geworden ist, von unten, wo triste Menschen zitternd im Grauwetter gehen, einen plätschernden Laut, der sich nähert und den das Auge unter der Wolkendecke verfolgen zu können glaubt. Es klingt wie ein Mühlfall, ein Regenbach, eine Flutwege! Jetzt steigt ein Schrei von unten herauf, ein Schrei, als ob alle Bewohner der vier Kantone um Hilfe gegen Uri-Rostock riefen, doch ist es nur der Raddampfer, der pfeift, und die Hochfluh, die das Echo vervielfältigt, das in der reinen Luft anschwillt, nachdem es den Wolkenboden durchdrungen hat.

Und da ist es Mittag!

Ich muss wieder hinunterkriechen, hinunter durch den Nebel, zum Grauwetter, zum Dunkel, zur Feuchtigkeit, zum Schmutz, und vielleicht wieder drei Wochen warten, ehe ich die Sonne zu sehen bekomme! 🍷

*Originaltext aus
August Strindberg, „Schweizer Novellen“,
Übersetzung Emil Scherling. München 1920*

WIR DANKEN

PROF. DR. KLAUS MÜLLER-WILLE
von der Abteilung Nordische Philologie
der Universität Zürich für seine wunderbare
Beratung, die vielen Informationen
und kundigen Hinweise zu „Strindberg in
Gersau“.

*Nicht offizielle Anmerkung
der Redaktion:*

*Wir würden uns freuen, wenn der Bezirk
Gersau die Idee von Prof. Müller-Wille
und seinen Studenten aufgreifen und
eine Erinnerungstafel für August Strindberg
in Gersau aufstellen würde. Denn
immerhin ist dieser wahrhaft grosse
europäische Dichter nicht nur durch Gersau
gereist, sondern hat hier gearbeitet
und war für mehrere Monate „Gersauer
auf Zeit“!*

HAUPTSPONSOR



01 PFÄFFIKON



02 WOLLERAU



03 LACHEN



05 EINSIEDELN



06 STEINHAUSEN



07 KÜSSNACHT



08 GOLDAU



09 IBACH-SCHWYZ



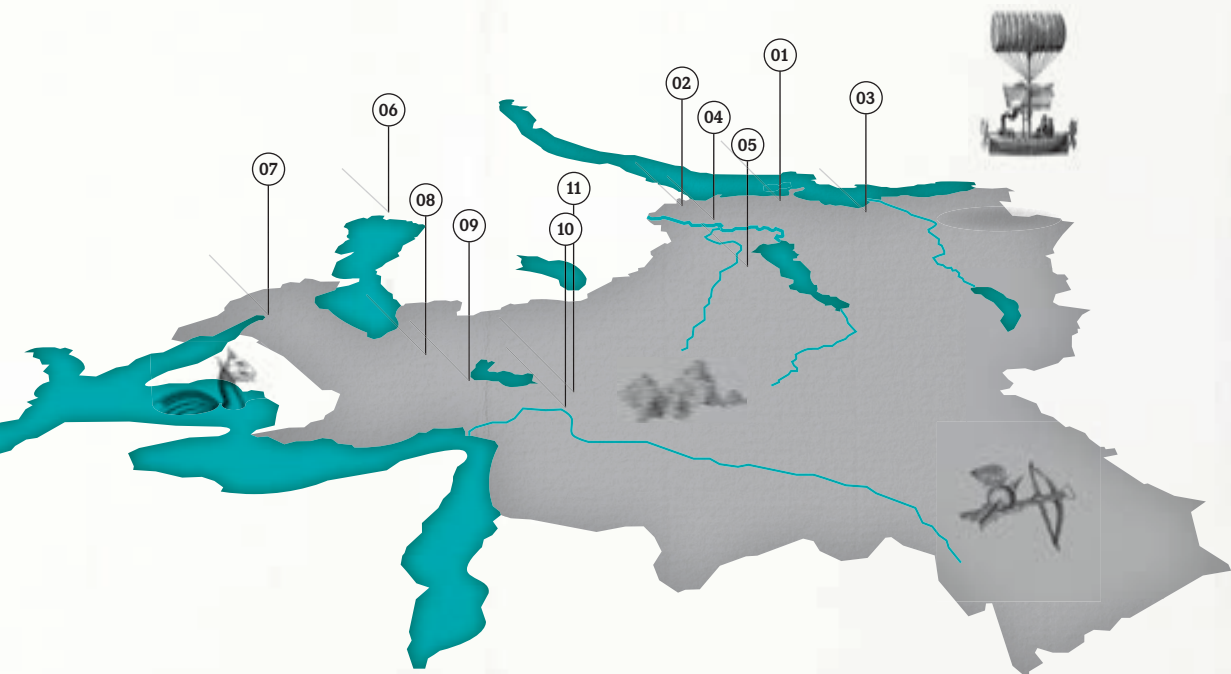
10 SCHWYZ



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | CEVIAN CAPITAL · Investment Advisory · Pfäffikon | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONTRACTPLAN AG · Wollerau | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | ETZEL IMMOBILIEN AG · Pfäffikon | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KOST HOLZBAU AG · Küssnacht | KÜHNE + NAGEL INTERNATIONAL AG · Logistik- und Transportunternehmen · Schindellegi | KÜHNE STIFTUNG · Schindellegi | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | →



W I R R D A N K E N



MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen |
PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronik-
entwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE ·
Spielcasino · Pfäffikon | TELLCO AG · Anlage- und Vorsorgelösungen · Schwyz | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT
MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |